DER SCHRIFTSTELLER

VON

WILHELM SCHÄFER





VERLAG·DER·LITERARISCHEN·ANSTALT
RÜTTEN·UND·LOENING·FRANKFURT·A·M

DIE GESELLSCHAFT

SAMMLUNG SOZIALPSYCHO-
LOGISCHER MONOGRAPHIEN

HERAUSGEGEBEN

VON

MARTIN BUBER

NEUNUNDDREISSIGSTER BAND:
: : WILHELM SCHÄFER : :
: : DER SCHRIFTSTELLER : :

DER SCHRIFTSTELLER

VON

WILHELM SCHÄFER



FRANKFURT AM MAIN
LITERARISCHE ANSTALT
: RÜTTEN & LOENING :

Der Beruf



AS EIN ARZT, EIN JURIST, EIN Apotheker sein will, muß sich durch die Patente abgelegter Examen beweisen, und selbst ein Maler, Sänger, Schauspieler, Musiker — um bei den Künstlern zu bleiben — kann durch Zeugnisse sein ordentliches Studium belegen: nur der Schriftsteller schwimmt ohne legale Berufsbildung in den überfüllten Gewässern des modernen Lebens herum. Er kann ebensowohl ordentlicher Professor an der Universität wie Landstreicher sein, und schon der allgemeine Gebrauch, schriftstellerischen Arbeiten nichts als den Namen beizufügen, den Vor- und Zunamen ohne Doktor- oder Geheimratstitel, verrät die Vogelfreiheit dieses Berufes, der eigentlich das Jenseits von einem Beruf zu sein scheint. Es gibt weder staatliche noch private Schriftstellerschulen, nicht einmal Meisterateliers: jeder fängt nach Belieben und Talent irgendwo als Meister, Geselle ober Lehrling an und hört genau so ungebunden einmal wieder auf. Daß einer sein Auskommen dabei findet, ist selten wie ein Lotteriegewinn anständiger Größe; so bleibt es in den meisten Fällen nur eine hitzige oder behagliche Art von Nebenbeschäftigung (je nach dem Temperament), die sich nur Leute mit anderen Einkommen als Honoraren gestatten können: wagt es ein Kühner trotzdem, seine Existenz allein darauf zu bauen,

so schwimmt er leicht mit seinen letzten Planken hinunter, wo die Ausgestoßenen und Gefallenen des modernen Faustrechts in Asylen und auf Landstraßen die letzten Lebensreste genießen: weshalb für diese letzten, für Verbrecher, Dirnen, Arbeitsscheue häufig genug der Schriftstellerberuf reklamiert wird, wenn die Gerichte nach einem solchen fragen; so daß im bürgerlichen Leben ein Schriftsteller, besonders wenn er zur Miete wohnen muß, einen fatalen Geruch von Pennen und Strafanstalten nie ganz verliert.

Will man also aus seiner Vorbildung dem Beruf des Schriftstellers beikommen, so bleibt in allen Fällen ein Autodidakt übrig; denn daß er seine Bildung, also die Grundlage seiner Schriftstellerei, als Pfarrer, Arzt oder Richter ebenso schulgemäß erworben haben kann wie ein anderer, der nicht durch ein Talent oder eine Neigung zum Schreiben an der Ausübung dieser ortsüblichen Beschäftigungen gehindert ist: macht eben noch nicht den Schriftsteller, sondern erst den gebildeten Menschen in ihm aus, ohne den er schließlich doch nicht zu denken ist. Denkt man daran, daß es in andern Berufen ausnahmsweise auch Autodidakten gibt — soweit das die Polizei erlaubt — denen die Künste und Wissenschaften nicht selten originelle Leistungen verdanken müssen — zu ihrem Grimm — und daß alle bedeutenden Leistungen irgendwie als Befreiungen oder Freiheiten von der Überlieferung, also der Schule, angesprochen werden können: so dürfte man versucht sein, den Schriftsteller für den berufsmäßigen Autodidakten zu erklären, d. h. für diejenige Art des gebildeten Menschen, die durch die Originalität ihrer Gedanken zur praktischen Arbeit nicht zugelassen würde und deshalb aus innerer Not zum Schreiben käme. Aber man braucht sich nur zu erinnern, wieviel Landläufigkeit täglich in Zeitungen geschrieben und jährlich in

Büchern gedruckt wird, und daß in der Schriftstellerei die originellen Leistungen seltener sind als anderswo, um bescheidener zu werden. Und wenn sie alle die hausbackensten Autodidakten wären: gerade die sind in Gefahr, einen ausgetretenen Weg für neu zu halten, weil sie zum erstenmal darauf gehen. Auf diese Weise lassen sich keine haltbaren Ansichten über die Berufsart des Schriftstellers als einer besonders wertvollen gewinnen. Es geht ihm da so schlecht und gut wie allen andern: wenn er etwas leisten will, kann er es nur aus der Kraft und Bildung seiner Persönlichkeit und durch die konsequente Pflege und Hebung seines Handwerks — nötigerweise bis zur Kunst — ob er Landrichter oder Landstreicher im bürgerlichen Leben ist.

Nur daß sein Handwerk sich im Wort vollzieht, was sonst der Volksmund maulfechten nennt, und daß sein Arbeitsmaterial die Sprache ist und der an ihre Worte vertrackt gebundene Vorrat von Begriffen, Vorstellungen, Gedanken und Gefühlen; also höchst unreelle Sachen. Dabei tritt er nicht einmal wie der Redner, sein Konkurrent im Arbeitsgebiet der Sprache, dem Sänger und Schauspieler gleich, mit seiner eigenen Person vors Publikum. Indem er, was er machen oder sagen will, in Sprache verwandelt und diese wieder in geschriebene Zeichen, die Schrift (hommes de lettres sagt der Franzose deshalb mit bissiger Bescheidenheit): entäußert er sich gleichsam seiner selbst. Er tritt mit einer zwangsweisen Vornehmheit hinter sein Werk zurück, das wiederum als solches auch nicht mehr vorhanden ist, sondern aus verschnörkelten Zeichen, den Buchstaben, von dem Empfänger mühsam wieder aufgebaut werden muß. Wer nicht lesen kann, für den ist es nicht auf der Welt — es sei denn, daß ein Vorleser mit seiner tönenden Sprache die Vermittlung gäbe — und selbst dem

Hörer wie dem Leser erschließt sich der Sinn nicht etwa aus den Worten selber: erst wenn er gelernt hat, die Worte und Sätze nur als die Klaviatur für die Vorstellungssaiten und Akkorde seines Gefühls- und Gedankenvorrats zu gebrauchen, kann er daraus in sich auferstehen lassen, was ihm der Schriftsteller als angeblich fertiges Produkt seiner Arbeit darbot.

Das ist nun allerdings ein verzwicktes Handwerk und, selbst zur Kunst gesteigert, den Schwesterkünsten wenig genug verwandt. Denn wenn auch ein Bild zunächst nur eine bemalte Leinwand oder eine Plastik ein behauener Steinblock ist, die beide erst mit einer gleich kuriosen Umsetzung der sinnlichen Anschauung in die Seelenware des Beschauers dort etwas gelten: so sind sie doch als sichtbare Sachen mit ihrer innewohnenden Schönheit wie die Wolken, ein Jüngling und ein Pferd tatsächlich vorhanden. Nur den Komponisten, der Noten schreibt, trifft es noch so, daß er sein Werk in die Stummheit gekritzelter Zeichen auf ein Blatt Papier einsargt; aber während er diese Zeichen doch nur für den Vermittler, den ausübenden Musiker schreibt, durch den er wieder mit tönender Musik an die Ohren des Publikums kommt, schreibt sich der Schriftsteller — von dem wenig gebräuchlichen Vorleser abgesehen — direkt in die aufnehmenden Augen des Lesers hinein. Er ist wirklich der Mensch der Buchstaben; und was ihn für eine zusammenfassende Betrachtung erst wieder vielfältig und dadurch schwierig macht, ist der Inhalt seiner Schriften, der aus den sechsundzwanzig Buchstaben aufflattert.

Denn wenn wir auch erst den Buchstaben- oder Schreibermenschen als Schriftsteller ansprechen können, der den Inhalt seiner Schrift selbständig entwirft und aufstellt: so kann dieser Inhalt doch sehr verschiedene Leute daraus machen. Wenn der Lokalreporter über eine Stadtverordnetensitzung

oder einen entgleisten Straßenbahnwagen berichtet, wenn der Philosoph der Welterklärung seiner verstorbenen Kollegen Plato und Kant eine neue gegenüber stellt, wenn der Dichter eine frei erfundene oder für brauchbar befundene Handlung in Versen, Dialogen oder schön gestellter Prosa zurecht macht: so umgreift das Handwerk des Schriftstellers, das alle drei ausüben, den einfachen Sachenbericht wie die Wissenschaft und die Kunst gleicherweise. Der Inhalt einer Buchstabenschrift kann ziemlich alles Sichtbare und mehr noch das Unsichtbare sein; von hier aus enthüllt sich der Beruf des Schriftstellers in einer solchen unübersehbaren Breite, daß man die Menschheit kurzweg zweiteilen möchte in eine Hälfte, die über die Dinge ihres Interesses eine Schrift aufzustellen vermag, und eine andere, die das nicht kann oder will.

Irgend eine Einschränkung in dieser Unübersehbarkeit oder zum wenigsten einen Qualitätsunterschied aus dem Inhalt ihrer Schriften herzuleiten, so daß etwa eine höhere Art der eigentlichen Schriftsteller zur Bequemlichkeit dieser Betrachtung abgesondert werden könnte, geht auch nicht ohne weiteres; denn der besagte Lokalreporter kann unter Umständen über seinen entgleisten Straßenbahnwagen und die Stadtverordnetensitzung eine viel witzigere, geistvollere und dadurch bedeutendere Schrift aufstellen, als irgend einer der zahlreichen Berufsphilosophen mit einem Werk dreibändiger Gelehrsamkeit; und daß der Dichter, der sich selber gern als eine auserwählte Art vom Schriftsteller absondert, mit seinen Dramen, Novellen und Gedichten einem guten Reporter im Gebrauch der Sprache nachstand, soll auch schon vorgekommen sein. Der Inhalt ihrer Schriften mag sie untereinander noch soviel unterscheiden: weil es für den Schriftstellerberuf allein darauf ankommt, diesen Inhalt richtig und verständ-

lich darzustellen, d. h. in Worte und Sätze zu bringen, bleibt für das eigentliche Handwerk zuletzt doch nichts zu tun übrig, als die Sprache zu meistern. Wer das wirklich kann, ist ein guter Schriftsteller, selbst wenn er nur Flugschriften gegen den Tennissport schreibt; und wer es nicht vermag, kann trotz aller Gelehrsamkeit, selbst mit Weisheit ein Stümper sein.

Eine Unterscheidung der Schriftsteller gibt es freilich, die ohne weiteres stichhaltig scheint: in solche, die über etwas Geschriebenes, Gemaltes oder sonstwie Gemachtes schreiben und in solche, die selber etwas Beschreibenswertes mit ihrer Schrift hinstellen. D. h. also, aus der Masse der Schriftsteller läßt sich mit einem Kunstgriff der Dichter absondern, der mit der Sprache nicht ein Gebilde seiner Phantasie beschreiben, sondern es als ein Gebilde der Sprache selbst darstellen will. Daß er seinen Dichtertitel nur inkognito führen und ihn nicht wie der Maler ins bürgerliche Leben tragen darf, daß er ihn nur als heimlichen Ehrentitel im Bewußtsein seiner Freunde hat: ist eine der zahlreichen Kuriositäten im Schriftstellerberuf. Wenn er trotzdem in Deutschland der gebräuchlichste Ehrentitel scheint, nähert er sich dadurch den Lastern, deren Ausbreitung an die Verborgenheit gebunden ist. In Wirklichkeit kann dieser Ehrentitel dem Schriftsteller nur von „Besten seiner Zeit" zugesprochen werden, und daß er ihn dann — wie ein vernünftiger Mann einen unabwendbaren Orden — nicht anlegt, entspricht einer höheren Scham, die wiederum als Wesensauszeichnung dem Dichter nicht übel zu Gesicht steht. Im bürgerlichen Leben bleibt er der Schriftsteller trotzdem.

So kann uns also auch der Dichter für unsere Betrachtung als Schriftsteller nicht entgehen; er stellt nur eine besondere Art vor. Wenn wir nun die übrig bleibenden daraufhin ansehen, ob sie sich der Schriftstellerei — wie die Männer der Wissen-

schaft — nur für ihren Beruf bedienen, oder ob sie — wie die Journalisten — die Schriftstellerei als Beruf ergriffen haben: so ergibt sich endlich zur Bequemlichkeit unserer Betrachtung eine Dreiteilung dieses modernen Massenheeres in Zeitungsleute, Fachschriftsteller und Dichter.

Den ersten Anspruch auf unsere Betrachtung haben natürlich die Zeitungsleute, da sie gewissermaßen die Hechte des Berufes sind, den sie — wie unser öffentliches Leben überhaupt — in ihrer gefräßigen Aufsicht halten. Sie haben täglich zu bestimmen, wer als Dichter oder Mann der Wissenschaft erledigt oder neu zu krönen ist; sie können den Allzufrechen in die tiefen Löcher der Verdammnis hinunter schweigen und das Bild des Braven an den Himmel malen; sie haben die Schriften zu unterscheiden, ob sie druckfertig und druckwürdig sind oder in die Tiefen des Papierkorbes müssen; sie versorgen den Geist des Volkes mit täglicher Nahrung, und wenn er immer noch nicht an Überfütterung gestorben ist, sind sie nicht schuld daran.

Aber die Seele der Zeitung ist der Reporter. Er bringt die Tages-, die Morgen-, Mittag-, Abendneuigkeiten, deretwegen das Blatt gegründet ist; und wenn er bei großen und bei kleinen Zeitungen meist auf ein Zeilenhonorar gestellt wird, entspricht das einem Idealismus, der bei den Zeitungen zu Hause ist. Er muß den Bürger täglich unterrichten, was wirklich vorgefallen ist. Bald war ein Kind zum Fenster hinaus gestürzt und hat sich doch nichts getan, bald hat ein Schuster seinen Feind mit einem Pfriem im Zorn erdolcht oder der beliebte Stationsvorsteher außer Diensten will seine goldene Hochzeit feiern: solche Tatsachen und die näheren Umstände dazu, namentlich bei Mordgeschichten oder Einbrüchen, nicht weniger bei Skandalaffären, muß seine Zeitung möglichst

mit dem Morgenweck auf alle Frühstückstische legen — soweit die Leute abonniert sind. Persönlich erfordert sein Beruf von ihm, was man bei einem Jagdhund die Schweißnase nennt, ein Trambahn-Abonnement, breite Kneipenkenntnis und einen noch breiteren Bekanntenkreis; schriftstellerisch — und darauf hätten wir allein zu sehen — müßte er das Muster von Sachlichkeit vorstellen, damit dem neugierigen Bürger die Sache richtig zugetragen und als Grundlage seines Urteils klar und zuverlässig dargeboten wird. Natürlich haben die meisten Zeitungen einen Reporter, der das vermöchte, nicht; die Redaktion muß sehen, wie sie die Strohblumen und Keimtriebe seines Berichts beschneidet. In diesen Fällen scheint er kaum ein nennenswertes Mitglied der Schriftstellerzunft; doch füllen die Lokalberichte täglich einen beträchtlichen Teil der Zeitungsblätter, sie sind vielleicht das begehrteste Lesefutter unseres Volkes, so daß der Lokalreporter der einflußreichste Schriftsteller wäre.

Was er nicht darf, das macht den Journalisten aus. Der gibt den Sachen nicht nur die Fassung, sondern auch die Meinung, am eindringlichsten als Leitartikler. Das ist ein Mann, der den Leuten täglich seine oder ihre Meinung sagt, der das Volksbewußtsein gleichsam mit täglichen Rationen von Worten speist. Er ist weniger an die Tatsachen als an die Auffassung gebunden, und darum muß auch seine Sprache mehr schwungvoll als knapp und sicher sein, sie muß der jeweiligen Stimmung entsprechend bald bitterernst hinwuchten, bald jubelnd strömen können. Daß er daneben lange Telephonberichte oder Telegramme abnehmen und einen großen Teil des täglichen Lesefutters mit Schere und Kleistertopf aus schon vorhandenen Druckschriften zusammenstellen muß, hindert ihn keineswegs daran, immer der Mann und Mund der öffent-

lichen Meinung zu sein. Es kommt bloß darauf an, welchen Wert wir dieser öffentlichen Meinung beilegen, um auch den Mann danach zu schätzen.

Meist übt er auch noch das, was auch die öffentliche Meinung im einzelnen erst begründen kann: die Kritik. Er bespricht die neuesten Bücher und die eröffneten Ausstellungen, das letzte Konzert und den eben vergangenen Theaterabend (meist noch in derselben Nacht): je kleiner die Zeitung, um so größer wird sein geistiges Gebiet und um so allseitiger seine kritische Fähigkeit. Leider gibt es für diese kritischen Dinge der „Kunst und Wissenschaft" noch keine festen Parteirichtungen, wie für den Leitartikler in der Politik; auch hat das Publikum der Tageszeitungen die Herrschaft seines Geschmacks noch nicht so etabliert wie im Familienblatt, wo der Kritiker ihm mit Gefahr seiner Stellung nach dem Mund reden muß: so kommt es, daß die kritische Tätigkeit der Redakteure an unsern Tageszeitungen vielfach als eine Art von unverantwortlicher Nebenbeschäftigung erscheint.

Mit dem Kritiker von Beruf, wie ihn sich große Zeitungen und Zeitschriften halten können, ist es natürlich nicht so bestellt: er ist ein Fachmann, oder sollte das zum wenigsten sein, der jedes einzelne Urteil gegen tausend andere abwägen kann, der vielleicht verrannte, zurückgebliebene oder überstürzte Ansichten hat (wer hätte das nicht?) der sie aber mit Sachkenntnis begründen kann und mit seiner Wissenschaft der bedeutenden und gültigen Dinge seines Faches ein angenehmes Gefühl der Verantwortlichkeit verbindet. Oft genug fehlt ihm natürlich auch eins oder das andere, oder alles miteinander: aber Gewohnheit und Übung helfen ihm, auch in diesen Fällen die Sicherheit des Fachmannes vorzustellen. Er entscheidet, welche Theaterstücke, Bücher und Bilder Erfolg

haben, welche Sänger und Schauspielerinnen Lieblinge des Publikums werden dürfen und welchen es einen Fußtritt versetzen darf. Selbstredend tut das Publikum manchmal auch etwas anderes, besonders, wenn ihm der Fachmann zu sehr als Volkserzieher kommt, zu wenig Meinung und zu viele Gründe gibt: aber im ganzen ist er doch — obwohl er vielfach gar keinen Namen, als echter Buchstabenmensch nur sein dem Kenner aber wohlbekanntes Zeichen hat — der unbeschränkte Herr des Publikums, das „kritische Gewissen" der „öffentlichen Meinung".

Hat er aber einen Namen, der Kritiker der Tageszeitung, so ist er entweder ein Schriftsteller von ungewöhnlicher Ausdrucksfähigkeit oder ein wirklicher Fachmann, d. h. ein Mann der Wissenschaft. In diesem Fall gehörte er in unsere zweite Gruppe, die der Fachschriftsteller, die sich der Schriftstellerei nur im Rahmen ihres Berufs (oder Faches) bedienen. Ihr allgemeines Merkmal ist, daß sie lieber in dicke Bücher als in Zeitungen schreiben, weil ihre innerste Neigung zur Gründlichkeit strebt. Je nach ihrem geistigen Vermögen gelehrte Schreiber oder schreibende Gelehrte: stellen sie den deutschen Bürgercharakter in der Schriftstellerei dar; solid und tüchtig werden sie lieber sterbenslangweilig, als daß sie sich auf einer Nachlässigkeit oder gar auf einer Quellenunterschlagung ertappen lassen. Sie lieben ihr Fach mit einer fast unwirklichen Leidenschaft, und die abgelegenste Abfall- und Aschenecke darin ist ihnen nicht zu gering, mit dem Aufwand ihrer ganzen Wissenschaftlichkeit Ordnung zu machen. Sie können ihr Leben an den Nachweis einer neuen Spielart von Einzelwesen setzen, während ihr Dasein für die Schriftstellerei (d. h. für die Literatur) gar nichts bedeutet. Sie werden sozusagen in ihr Fach hinein geboren, ermühen sich eine Geltung darin

und werden auch wieder im Fach begraben. Gewinnen sie allgemeinen Einfluß, so sind sie entweder populäre Schriftsteller, die dem Laien die Fortschritte ihrer Fachwissenschaft mundgerecht machen, oder wirkliche Förderer ihres Faches. Daß sie außerdem als Schriftsteller eine Bedeutung für das Geistesleben in ihrer Nation erlangen, ist zwar nicht ausgeschlossen; doch sind sie dann meistens für die strenge Fachwissenschaft entartet.

Als ihr vollkommenes Gegenbild sind wir gewohnt, den Dichter zu bewundern. Wo sie ans Fach gebunden sind, durchsegelt er die Zeiten und Weiten mit dem wechselnden Wind seiner unverantwortlichen Persönlichkeit. Wenn er uns heute in das Gemach einer indischen Fürstin vor zweitausend Jahren führt, kann er morgen schon wieder mit uns in die Maschinenwelt der Ruhrbezirke fahren, selbst auf dem Sirius ist er zu Haus: wie nur ein Traum, so springt er mit uns und den Einfällen davon. Sein Merkmal als Schriftsteller ist, daß er keine Bücher schreibt; so eifrig er manchmal besorgt ist, rechtzeitig zur Weihnachtszeit mit einem Bändchen heraus zu kommen: der Druck und Einband sind nur die äußerlichen Hüllen einer Dichtung, die für sich selber fertig ist und nur zur Verwertung so auf den Markt kommt. Wenn er ein Lyriker ist, sollen seine Lieder gesungen oder von schönen Frauenlippen gesprochen werden; als Dramatiker denkt er von vornherein nur ans Theater und an die Wirkung seiner Szenen auf ein hörendes Publikum; und auch der Novellist hält sich möglichst von jener Zwiesprache mit dem Leser fern, die sonst eigentlich der Inhalt der meisten Bücher ist. Was der Dichter in allen Fällen machen möchte: ist eigentlich gar nicht die Schrift, sondern die Sprache; er will seine Gestalten mit den Stimmungen, Gedanken und Gefühlen dazu wie die Fliegen im Bernstein so

in die Sprache einfangen, daß nicht das eingefangene Tierchen, sondern der tiefe Glanz vom Bernstein die Hauptsache ist oder scheint. Er möchte deshalb mit den Vokalen seiner Worte Farbenspiele machen, was natürlich von allen schriftstellerischen Versuchen der halsbrecherischste ist; weshalb denn auch beim Dichten jährlich mehr Hälse als in den Alpen gebrochen werden.

Im übrigen sind sie natürlich unter den Schriftstellern die sonderbarsten Käuze, was ihre unentwegte Selbstbeschäftigung schon mit sich bringt. Da sie nichts darstellen können, was sie nicht selber irgendwie erlebt oder beobachtet haben, liegen sie vor sich und andern stets auf der Lauer. Bei irgend einer Nebensache können sie bis zur Aufregung interessiert sein; dafür sind sie bei Vorgängen, die eine halbe Stadt aufregen, gleichgültig und können den flammendsten Berichten von Unglücksfällen mit verdösten Augen zuhören. Man kann nicht einmal sagen, daß der Lyriker darin der schlimmste wäre — obwohl sein Metier die reine Selbstbespiegelung ist — aber als der lächerlichste gilt er gewiß. Weniger, weil er immer etwas in der Tasche zum Vorlesen hat und weil ihm die erhabensten Naturereignisse die willkommenen Gelegenheiten zur Deklamation eigener Dichtungen sind: man würde ihm auch darin manches nachgeben — weil Taubenzüchter und Automobilisten nicht weniger überfüllt sind von den Eindrücken des eigenen Berufs — aber unerträglich ist im bürgerlichen Leben seine Feierlichkeit. Er kann ein gebackenes Huhn mit den Gebärden einer priesterlichen Weihe verzehren und eine abfällige Bemerkung über die mangelnde Schönheit seiner Hände als tödliche Beleidigung jahrelang nachtragen. Er wird die notwendige Gehobenheit seiner lyrischen Schöpferstunden auch im täglichen Leben nicht los; leidet, wenn er ein

innerlich beanlagter Mensch ist, an sich und den Mitmenschen, sonst nur an diesen, schleppt seine Bedeutung als Lyriker im Schneckenhaus überall mit sich herum, streckt seine Augen auf feierlichen Stielen aus, um sie jeden Augenblick verletzt schon wieder einzuziehen.

Gegen ihn ist der Dramatiker ein unschuldiges Lebewesen: er hat es mit den menschlichen Konflikten zu tun, und weil er die meist aus verstaubten Staatsaktionen nimmt, kommt er sich selber und seinen Nebenmenschen selten zu nahe: wenn es nicht gerade Theaterdirektoren, Dramaturgen und Schauspieler sind. Hier wird er sofort lebendig, und wie wir uns einer Stechmücke nicht erwehren können, obwohl sie gleichsam mit Trompeten erst an unserm Ohr vorbeisummt, sich höhnisch anzukündigen: so weiß er auch mit überlegener Bosheit seinen Stich beizubringen, um den Theaterleuten eine juckende Erinnerung an seine immer noch nicht aufgeführten Dramen zu hinterlassen. Leider sind diese Leute längst immun, tragen weder Beulen noch sonst was davon, und so giebt es im ganzen bürgerlichen Leben vielleicht keine harmlosere Erscheinung als den Dramatiker, den man infolgedessen auch häufig genug als wohlgelittenes Mitglied eines Kegelvereins oder eines Wanderklubs wiederfindet, wo niemand ahnt, daß es ihm in seinen Tragödien auf gelegentliche Blutschanden, Doppelmorde und Bombenattentate durchaus nicht ankommt.

Bedenklicher als seine dichterischen Kollegen ist der Novellist, weil er durch seinen Beruf — manchmal auch durch sein Talent, aber nicht so oft — darauf angewiesen ist, immerzu, sicher aber gegen den Herbst für den Weihnachtstisch etwas zu erzählen. Daß dabei auch dem Begabtesten der Stoff ausgehen kann, ist verständlich, und weil er, aus Angst sich zu wiederholen, stets auf der Suche nach originellen Gestalten

und sozusagen für jede Anregung dankbar ist: wird er für seine Mitmenschen zu einem Gast, dem kein Vorsichtiger das Haus öffnen sollte. Es braucht vielleicht nur einer die Gewohnheit zu haben, seinen Kneifer auf sonderbare Weise aufzusetzen oder im Sprechen einen niesenden Ausdruck zu kriegen: und auf einmal findet er sich im nächsten Buch des Dichters wieder; und wenn er darin auch diskreterweise aus einem simplen Regierungsrat ein Großkaufmann oder sonst etwas Ansehnliches geworden ist, und wenn ihn infolge der dem Dichter eigentümlichen Anschauung und Beschreibung auch niemand erkennt: so etwas beunruhigt doch, weil es ebensogut hätte schlimmer werden können oder noch könnte. Im allgemeinen sind die Herren Erzähler zwar keine Kegelbrüder, aber doch manchmal harmlos fröhliche Menschen, besonders wenn sie traurige Bücher schreiben; nur wenn sie zufällig Humoristen sind, ist es auf alle Fälle gut, ihnen aus dem Weg zu gehen, weil das die galligsten, unberechenbarsten, wütendsten Menschen werden, die wahren Lamas im bürgerlichen Dasein.

Bei dieser spaßhaften Übersicht der einzelnen Vertreter im Schriftstellerberuf ist uns einer ganz verloren gegangen: der sogenannte freie Schriftsteller, der durch keine Anstellung an einer Zeitung, durch keine Fachwissenschaft oder dichterische Neigungen belastet seine Schriften macht. Nicht jener Stimmungsbilderschreiber aus Berlin oder München, der sozusagen sein eigenes Bureau für gangbare literarische Bedarfsartikel eingerichtet hat, auch nicht der Wegelagerer auf Gedenktage jeder Gattung: sondern jener bei uns in Deutschland nicht allzu häufige Mann, in dem das Gewissen und Bewußtsein der Zeit wach geworden ist, ohne daß es sich in religiösen oder sonstigen Quacksalbereien entlädt, der dafür aber die wirkliche Gabe der Schrift hat, d. h. der für seine Gedan-

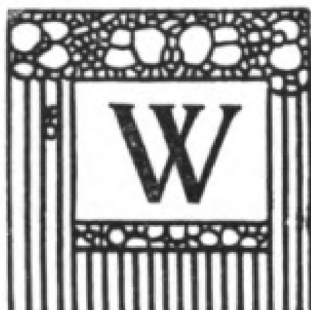
ken einen Ausdruck findet, der auch den raffiniertesten Geschmäckler noch aufregen muß und der doch von einer solchen Klarheit ist, daß er trotz dem schäumenden Widerspruch aller Fachmenschen und guten Bürger sofort von den lebendigen Köpfen der Jugend aufgenommen und als menschliches Gemeingut weitergegeben wird. Ein solcher Schriftsteller war jener Friedrich Nietzsche, dem die angestellten und freien Philosophen Deutschlands mit gesträubten Haaren das philosophische Bürgerrecht verweigerten und der, bei allen Fakultäten ausgemietet, zuletzt als Dichter abgestempelt wurde, was er noch weniger als Bismarck oder Luther war.

Das ist natürlich in Deutschland, wo die Schreiberei mehr ein verbreitetes Laster als eine vornehme Tugend ist, ein besonders fremder Vogel. In Wirklichkeit aber ist er es allein, den wir mit dieser Betrachtung suchen: der Schriftsteller. Weder der Zeitungsmann noch der Fachschriftsteller noch der Dichter ist es in diesem Sinn, und unsere ganze Übersicht der Arten im Schriftstellerberuf wäre vergeblich gewesen — so spaßhaft wir sie zu gestalten suchten — wenn nicht in jedem der angeführten Schreibmenschen etwas von dem Schriftsteller stäke, den wir uns denken. Sie dichten und fachsimpeln ja nicht immer, diese Herrschaften, manchmal werden sie in eine Sache so hineingerissen, daß sie auf ihren Grund und auch wieder unverletzt ans Tageslicht kommen, um klar und deutlich davon zu berichten. Insofern wird der Schriftstellerberuf manchmal von ihnen zufällig im Nebenamt — vielmehr in einer Neben-Amtlosigkeit — erfüllt.

Der Beruf selber aber — der hier wirklich eine Berufung, also Berufslosigkeit ist — erfordert eine Bildung, die durch die Wissenschaften hindurch (nicht daran vorbei) zu einer Art von Universalität gekommen ist, eine geistige Gewandt-

heit, die an dieser Bildung jede Art von turnerischer Übung sofort ausüben kann, und eine Sprache, in der die Gründlichkeit sich bis zur Eleganz durchgebildet hat. Dieser Schriftsteller ist nicht eine zufällige Existenz in seiner Zeit, sondern gewissermaßen die Zeit selbst, indem sein Kopf ihre Gedanken denkt und seine Schrift sie formuliert. Daß er nicht häufig ist, darf kaum wundernehmen, wohl aber, daß er bei uns in Deutschland gewissermaßen nur in eruptiver Form erscheint, mehr zum Schrecken als zur Bewunderung der Umwohner, und darum — wie Nietzsche — in schauerlicher Vereinsamung ans Ende kommt. Es fehlt, um die Antwort auf die versteckte Frage gleich zu geben, bei uns an den Vorstufen zum Schriftsteller im höchsten Sinn, an Lehrlingen und Gesellen, an jener Dressur des Geistes, die über der Gründlichkeit des Fachmanns ebenso elegant hinschwebt wie über die Poesie des Dichters, obwohl sie beides von Hause aus im Leibe und darum tief begriffen hat.

Das Handwerkszeug



WENN WIR schon die Schriftstellerei als Handwerk betrachten wollen, kann es nicht ungeschickt sein, nach ihrem Handwerkszeug zu fragen: Tinte, Feder und Papier sind es natürlich nicht, obwohl die äußerliche Tätigkeit des Schriftstellers darin besteht, daß er irgendwo an einem Schreibtisch sitzend oder an einem Pult stehend wie ein Schreiber Buchstaben kritzelt. Was ihn von diesem mechanischen Gegenbild unterscheidet, ist seine Geheimniskrämerei, daß er aus den unsichtbaren Gebilden seines Geistes die Schrift selber stellt, und — wenn er sein Handwerkszeug recht ge-

braucht — nicht mit der Schrift, sondern dem darin übermittelten Geist und Sinn Tausende belehrt, unterhält, entrüstet oder entzückt. Weil sein Arbeitsmaterial somit nicht durch die Utensilien der Schreiberei — er könnte gleichwohl diktieren — sondern durch die inneren Einrichtungen des Menschengeistes gegeben ist, muß auch sein Werkzeug ein anderes sein: seine geschriebenen Buchstaben sind nur die Zeichen für Sprachlaute, die sich zu Worten und Sätzen verbinden, aber auch mit diesen allein arbeitet er nicht, sondern mit dem ganzen Netz von Geheimnissen, das sich in dem Begriff der Sprache bindet.

Also die Sprache ist sein Handwerkszeug, und zwar nicht die Rede- sondern die Schriftsprache. Wie sehr das zweierlei ist, weiß jeder, der öffentlich zu sprechen und zu schreiben gewohnt ist: der schönste Schriftsatz, nach dem Manuskript gesprochen, kann wirkungslos sein, und wie wenig wirkungsvolle Reden gedruckt ausmachen, ist bekannt, was schon das Wort vermeldet, daß eine Rede keine Schreibe sei. Der Redner verfügt über Gebärden und Betonungen, er hat gleichsam alle naturalistischen Wirkungen der Sprache zur Verfügung, während der Schriftsteller nur die stilistischen hat; außerdem gibt der Redner seine Sätze nicht für sich selber, sondern sozusagen als einen Teil seiner Persönlichkeit, die allen Hörern vor Augen steht, und schließlich sind die Wege des Auges anders als die des Ohres, und das muß sich besonders in einer Sache zeigen, die eigentlich für das Ohr bestimmt ist und durch die Augen aufgenommen wird.

Alles, was der Schriftsteller an Wirkungsmitteln seiner Sprache dadurch entbehrt, daß er sich seiner Persönlichkeit begibt und nur die Schrift dem Leser hinlegt, muß er in der Form seiner Sätze und Gedankenfolgen zu ersetzen suchen;

er muß ganz anders als der Redner seine Sprache selbständig machen und als einen Organismus für sich ausbilden. Wo der Sprecher die Stimme allmählich hebt, um die Aufmerksamkeit auf etwas Kommendes hinzulenken, hat er z. B. höchstens die in einer gut gebauten Periode gleichmäßig wiederkehrende Form seiner Satzteile vor dem Doppelpunkt. Und so muß er alles — wie wir schon sagten, aber zur Betonung noch einmal sagen möchten: aus der naturalistischen Fügung in eine stilistische übertragen, um die ähnliche Wirkung auf den Leser zu erzielen, die der Redner auf den Hörer anscheinend bequemer hat. (Was sich auch darin bewahrheitet, daß beliebte Redner oft lodderige Schriftsteller sind.)

Wer nun der Meinung ist, es läge einseitig und in der Willkür des Schriftstellers, was er mit der Schriftsprache anstelle, verkennt die Eigenwilligkeit der Sprache. Wie bei jedem andern Handwerkszeug sind auch ihre Funktionen festgelegt: mit einem Hobel kann man nicht sägen und mit einem Hammer keine Pfähle spitzen. Die Sprache will, wie sie selber muß; und daß sie nicht nur den Gedanken dient, sondern sie auch kommandiert, hat uns Fritz Mauthner aufs lustigste gezeigt, indem er die angebliche Logik der Gedanken als eine Logik der Sprache auf den Kopf stellte. Bevor also der Schriftsteller im Gebrauch dieses Handwerkszeuges ein Meister wird, muß er es als Lehrling in seinen gesetzlichen Funktionen erst kennen lernen. Natürlich erlernt auch er die Leistungen und Schikanen eines Hobels erst beim Hobeln: er braucht nicht erst ein Sprachgelehrter zu werden, um seine Schriften abzufassen, sondern lernt sich schreibend aus. Für uns aber, die wir betrachtend hinter seine Schliche kommen wollen, ist es wohl besser, erst sein Handwerkszeug mit Sorgfalt anzusehen und dann erst was seine Handgeschicklichkeit im einzelnen damit macht.

Ganz ohne Frage bilden die Namen der Dinge den notwendigsten Bestandteil und gleichsam den Grundbesitz der Sprache, mit denen sich deshalb auch ein Sprachunkundiger in einem fremden Land am ersten durchhilft, wenn er den Zeigefinger genügend zu gebrauchen versteht. Doch wie einmal ein witziger Franzose sagte, der sich mit unserm Deutsch abplagen mußte: Das ist leicht sagen: das ist Berge, das ist Brot, mais aber Phrase machen, das ist schwer: Mit dieser Phrase, mit der Bewegung fängt die Sprache erst an zu sprechen, d. h. erst wenn an die Stelle des Zeigefingers das Verb getreten ist, das als Tätigkeits- und Zeitwort die Bewegung der Sprache trägt. So kompliziert auch ein Satzgefüge wird: auf dieser Grundlage baut sich alles auf: daß die Dingwörter den unbewegten Besitz der Sprache darstellen und daß die Bewegung, also die Sprache selber erst mit dem Verb beginnt. Insofern darf man wohl sagen, daß für die Sprache des Schriftstellers, die ohne ihn und seinen Zeigefinger Leben und Bewegung behalten soll, das Zeitwort der wichtigste Bestandteil ist. Wie es auf seinem kräftigen Rücken das Dingwort und die Last seiner Begriffe gewandt durch alle Zeitformen trägt, wie es je nach der Zeit bald so, bald so schillernd, doch immer die Grundform seines Wesens reizvoll verändert zeigt, wie es mit seinem Schwanzende gleich einem kräftigen Fisch um sich schlägt und als Hecht im Karpfenteich in das hilflose Gemengsel der Adverben, Pronomen und Adjektive eine ordnende Strömung bringt: das alles ist ein Sinnbild für die Arbeit des Schriftstellers überhaupt, der gleich ihm durch den Stillstand der Begriffe mit seiner Gedankenreihe bewegend und ordnend fahren soll, Sinnbild und Werkzeug zugleich; denn in Wirklichkeit ist es das Verb, was im Satz- und Gedankenbau des Schriftstellers diese Bewegung vollbringt.

Insofern ist es eine Unsitte schändlicher Art, wie im modernen Schriftdeutsch das Zeitwort mißhandelt zu werden pflegt. Einmal, indem es zum falschen Substantiv gemacht, zum andernmal, indem es um sein Hilfszeitwort beschnitten wird. Beiden Unsitten müssen wir unter die Schutzbrille sehen, um zu erkennen, daß hier wie überall die Faulheit aller Laster Anfang ist.

Ursprünglich waren es die Philosophen, die das lebendige Verb zum falschen Substantiv platt drückten, weil sie es im Herbarium ihrer Begriffsverarbeitung so brauchten. Sie mußten über das Denken, das Schreiben, das Dichten sprechen, weil sie über den begrifflichen Inhalt des Verbums handelnd es natürlich nur in der Nennform brauchen konnten. Von da ist das plattgedrückte Zeitwort in alle andern Wissenschaften, in das Juristen- und dadurch Beamtendeutsch übergegangen, sodaß gegenwärtig auf behördlichen Bekanntmachungen das klar und kräftig gebrauchte Verbum eine Seltenheit geworden ist. „Das Rauchen im Seitengange ist verboten", „das Betreten des Bahnkörpers untersagt", „das Hinauslehnen wegen der damit verbundenen Lebensgefahr" gleichfalls, das Zuwiderhandeln wird bestraft und das Feuerlöschen belohnt, das Wasserholen darf nicht überall gestattet werden und das Teppichklopfen nur morgens zwischen neun und zehn. Daß sprachlicher wäre zu sagen: „Im Seitengang zu rauchen, ist verboten" oder „den Bahnkörper zu betreten, ist untersagt" bedarf wohl keiner besonderen Feststellung. Es fragt sich nur, warum jene verdrückten Formen diesen klaren vorgezogen werden. Die Ausrede heißt: weil es kurz und kommandomäßig sein soll! Doch stimmt das nicht, weil es dann heißen könnte und wohl müßte: „Nicht hinauslehnen, weil lebensgefährlich", oder noch kürzer „Rauchverbot im Seiten-

gang“, oder reell abgekürzt, also nicht mehr in der Satzform, sondern nur als Stichwort: „Rauchen verboten.“

Wir sehen, die Kürze macht jene Kuchenform des Zeitworts nicht nötig, die Klarheit auch nicht oder gar der Wohlklang: also kann es nur die ausgewachsene bureaumäßige Faulheit sein. Denn, um damit nicht mehr hinter dem Berg zu halten, die richtige Biegung des Zeitworts erfordert immerhin eine gewisse Gymnastik; besonders, wenn sie erst durch eine allgemeine schlechte Sitte außer Gewohnheit gekommen ist, und diese Gymnastik wollen sich anscheinend die behördlichen Organe, die den Text ihrer Bekanntmachungen verfassen, nicht antun. Da diese Gymnastik (so gering sie auch sein mag) wie wir sahen, mit der Frische unserer Denkarbeit zusammenhängt, indem das Zeitwort der Träger der Gedankenreihen ist: bedeutet das falsche Substantiv und also unterschlagene Verbum in den behördlichen Bekanntmachungen mit untrüglicher Sicherheit, daß zum wenigsten „beim Verfassen solcher Texte“ die Gedankenarbeit auf drei Füßen lahmt, was mit der volkstümlichen Auffassung der obrigkeitlichen Tätigkeit gut übereinstimmt.

Man könnte den Behörden dieses Sinnbild ihrer Sprach- und also Denkfaulheit, wenn sie es selber an alle Mauern anschlagen, wohl lassen; weil aber bei unserer Ehrfurcht vor allem, was von oben kommt, auch die Form solcher Bekanntmachungen anscheinend als Gesetz respektiert wird: hat sich die Gewohnheit der falschen Substantive unheimlich in den allgemeinen Brauch umgesetzt. Da wir nicht mißtrauisch genug sind zu befürchten, daß die Behörden auf diese ausgeklügelte Weise das Volk zur ungefährlichen Denkfaulheit verleiten wollten, dürfen wir wohl die bescheidene Bitte nach oben richten, mit der Abfassung solcher Bekanntmachungen

Schriftsteller zu betrauen, die im Gebrauch der Zeitformen gewandter und auch sonst nicht denkfaul sind wie die betreffenden „Organe“, denen im übrigen ihre Bequemlichkeit dadurch nicht gestört werden sollte.

Vielleicht wird man uns sagen, diese Sache sei nicht wichtig genug zu boshaften Scherzen. Wenn die Sprache wirklich der klare Ausdruck eines Volkstums ist, dürfte sie sogar zum Ernst wichtig genug sein. Denn nicht nur, daß es unserer Sprache die Bewegung nimmt, wenn die kräftigen Biegungen des Zeitraums fehlen oder selten sind: es nimmt ihr auch die Kraft und Farbe und den Klang. Jeder Schüler weiß, wie lahm die Nennform klingt, wie darin die lebendige Tätigkeit auf einmal ein klang- und farbloses Abstraktum wird; und es soll gleichgültig für die Sprache eines Volkes sein, ob dieser falsche Mehltau nacheinander alle Verben überfällt und sie im Rückenmark krank macht? Es ist wirklich an der Zeit, daß diese Gefahr erkannt und schon um ihrer sinnbildlichen Bedeutung willen bekämpft wird. Denn wem darf es gleichgültig sein, daß wir vor aller Welt und vor uns selber in unserer Sprache das Sinnbild einer allgemeinen Erschlaffung geben?

Am meisten müßte leider den Schriftstellern selber ins Gewissen geredet werden; denn Zeitungsleute, Dichter und Fachschriftsteller haben die Verlodderung zum Teil gründlich mitgemacht. An ihnen wäre es gewesen, ein Beispiel strenger Sprachzucht zu geben, weil sie die berufenen Hüter unserer Muttersprache sind.

Mehr freilich noch als für die falschen Substantive gälte das bei ihnen für das vergessene Hilfszeitwort. Bekanntlich können unsere Verben sich nicht selber durch alle Zeitformen helfen; sie bedürfen dazu der Hilfszeitwörter, deren richtiger Gebrauch für den Sprachungeübten immerhin Schwierig-

keiten hat. So sind viele Schriftsteller zu dem abgekürzten Verfahren gekommen, das lästige Ding in zweifelhaften Fällen einfach wegzulassen, was auch klanglich manchmal eine Erleichterung ist, weil es gern wie ein überflüssiges Schwanzende dem Satz anhängt. Einfach abgeschnitten macht es den Satz wohl handlicher, nimmt ihm aber für das geübte Ohr deutlich etwas fort, sodaß er nun wirklich wie eine Eidechse mit abgebrochenem Schwanz herum läuft. Letzten Grundes ist das vergessene Hilfszeitwort auch nur eine Faulheit, die dadurch nicht verzeihlicher wird, daß sie einer wirklichen Schwierigkeit ausweicht. Denn zu wissen, in welchen Fällen es möge oder möchte heißt, das bedarf — wenn keine grammatische Dressur hinüber hilft — eines selbstsicheren Sprachgefühls, das anscheinend nicht alle Schriftsteller in Deutschland besitzen. Man hat, weil diese Unsitte in unserer Zeit sehr überhand genommen hat, darin ein Anzeichen sehen wollen, daß sich in unserer Sprache zuviel Leute schriftstellerisch betätigten, die ihr nicht durch die Rasse, manchmal nicht einmal durch die Geburt verwandt seien, und denen sie deshalb niemals völlig geläufig würde. Aber schon die Erinnerung an Goethe, der im Gebrauch des Hilfszeitwortes lasch sein konnte, sollte die Voreiligkeit solcher Schlüsse verhüten. Andererseits gäbe es keine größere Torheit als die, nun etwa auf der Vergeßlichkeit beim Hilfszeitwort gleichmäßig zu beharren, weil Goethe es auch nicht so peinlich damit gehalten hat. Auch er war nicht von Unarten frei, und wie wir keinem zumuten zu schnupfen, weil der Altmeister geschnupft habe: so darf kein sprachlicher Gebrauch bei Goethe gegen unsere Einsicht berechtigt sein. Um so mehr, als unsere Sprache noch kein Mineral (wie das Latein), sondern noch etwa ein pflanzliches Lebewesen ist,

das immer wieder aus sich selber wächst. Nichts lastet mehr auf der deutschen Literatur als die Goetherei, der sich gerade die besseren Schriftsteller gern hingeben; natürlich ist er gegen die plumpen Redensarten der naturalistischen Drauflosschreiberei das sicherste Gegengewicht, wie überbaupt in der Sprachverlodderung unserer Zeit sein Einfluß als Schriftsteller die Mahnung zur Besonnenheit und Selbstzucht ist: Aber wer seine Sprache nachahmt, versteht die Mahnung nur in der bequemeren Hälfte — die moderne Herrenkleidung wird nicht dadurch verbessert, daß wir sie mit der Mode um 1800 auswechseln.

So hat zum Beispiel unsre Sprache die unverkennbare Tendenz, das überflüssige e in den Biegungssilben auszuscheiden; sie sagt längst nicht mehr „gehet", sondern „geht" und möchte nicht mehr von den Stimmungen des „Gemütes", sondern kurzweg „Gemüts" sprechen. Von dieser Neigung war in der Goethezeit noch wenig genug zu spüren: da klang „gehet" dem Ohr richtig; drum ist es aber doch falsch für unser heutiges Sprachgefühl, uns dieses überflüssige e nach alter Weise vorzusetzen, wie es namentlich die Lyriker noch überreichlich tun. (Selbstredend bezieht sich diese Bemerkung aber nicht auf die schreckliche Unsitte, dem Vers zuliebe den Wörtern die Schwänze abzuhacken, worüber später noch besonders zu reden wäre.)

Wenn nun auch das Zeitwort, dem wir die vorhergehenden Aufmerksamkeiten widmen mußten, der eigentliche Satzbildner ist, d. h. der Träger der Bewegung, durch den die stehenden Begriffe zueinander in Beziehung kommen: so bleibt das Dingwort doch, wie wir sagten, der Träger des Grundbesitzes unserer wie aller Sprachen. Es ist für die Schönheit eines Wasserfalls gewiß entscheidend, wie stark seine Bewegung

ist, trotzdem geben ihm die Felsen, an denen die Bewegung sich bricht, erst den Charakter, und ob es eine dunkle Brühe oder ein kristallenes Wasser ist, was sich ergießt, spricht auch noch mit. So dürfen wir dem Dingwort auch wohl ein Wörtchen gönnen.

Wir sprachen schon indirekt von ihm, als wir die falschen Substantive tadelten, und müssen nun noch für ein paar Sätze dabei bleiben. Diese plattgedrückten Verben berauben nämlich die Sprache nicht nur des Zeitwortes in seinen kräftigen Biegungen, sondern — und das ist fast ebenso schlimm — des echten Dingwortes in seiner Anschaulichkeit. Das Laufen, das Brennen, das Gehen: was ist das gegen: der Lauf, der Brand, der Gang? Wir übersehen nicht, daß hier begrifflich noch ein Unterschied vorliegt, daß das „Brennen" den Begriff der Tätigkeit und „der Brand" gewissermaßen das Resultat dieser Tätigkeit vorstellt: aber was wollen solche abstrakten Nuancen gegenüber dem großen Verlust besagen, den die Sprache in der Anschauungskraft wie in der Bewegung erleidet? Und, das wird bei diesem Einwurf vergessen: wenn man die Tätigkeit bezeichnen will, warum muß sie dann erst zu einem falschen Substantiv gemacht werden, womit sie dann doch gerade keine Tätigkeit mehr, sondern eine Sache geworden ist? Also die Tätigkeit ist, daß es „brennt", und die daraus entstehende Sache ist der „Brand". Es gibt außer der begrifflichen Sezierung des Philosophen keine sprachliche Arbeit, wo das abscheuliche Mittelding „des Brennens" noch nötig wäre.

Leider ist die abstrakte Begriffsglauberei auch sonst dabei, statt eine Sache beim Namen zu nennen irgend eine zugespitzte Umschreibung zu geben. So etwa, wenn einer gezierterweise von einem Zeitmesser statt der Uhr sprechen

wollte. Natürlich wissen wir, daß eine Uhr ein Zeitmesser ist, aber wir bedürfen dieser begrifflichen Prägnanz im täglichen Leben nicht: da gehen unsere Dingwörter von der Anschauung, nicht vom Begriff aus. Ein Zeitmesser: das läßt mitten im Kopf ein Loch, darum die erschrockenen Gedanken eilfertig einen Kranz von Begriffen flechten, um es wieder zu schließen; eine Uhr aber: das gibt ein Zifferblatt, irgend ein altmodisches liebes mit einer gemalten Rose darauf, oder ein exakt modernes, Zeiger darüber und drunter Räder. Statt abstrakter Begriffe erscheinen lauter sichtbare Sachen; und so gibt es für den Schriftsteller, der nicht speziell Begriffe verarbeitet, keine dringendere Mahnung beim Substantiv, als die Dinge bei ihrem Namen zu nennen. Die Uhr tickt; die Uhr schlägt; die Uhr hängt an der Wand: das sind lauter Tasten, die ohne weiteres einen Ton anschlagen.

Ein Dingwort, das nicht so untrennbar einem Ding verbunden ist, bedeutet für die Sprache immer einen Ballast. Es ist schon schlimm genug, daß sie nicht mit den wirklichen Dingen auskommt und zu den Bäumen, Wolken, Wegen auch noch den Glauben, die Liebe und die Hoffnung haben muß. Während aber in diesen unwirklichen Dingen wenigstens noch die Erinnerung an die Tätigkeit schlummert, der sie als Firmenschild vorgesetzt sind, wird die Sache bei Verhältnissen, Abhängigkeiten, Maßnahmen usw. vertrackt genug, so daß nur die größte Beschränkung der Sprache die notwendige sinnliche Frische erhalten kann. Insofern ist jede Umschreibung, wo mehrere reelle Dinge wie Bänke und Stühle in Sitzgelegenheiten oder Lampen und Leuchter in Beleuchtungskörper zusammengefaßt werden, eine empfindliche Verunklarung. Ganz abgesehen davon, daß auch der sprachliche Vollklang der Dingwörter mit der Entfernung von den Dingen abnimmt.

Ein Wald, ein Buch, ein Vogel, ein Jüngling: das sind alles klare Klänge; aber ein Verhältnis, eine Vollmacht, eine Erschöpfung: das ist immer etwas rasselndes Blech.

Lustig und bezeichnend ist es, wie sich die sprachliche Gewohnheit gegen die Dingfernheit solcher Begriffe mit Eigenschaftswörtern hilft, die sie wieder in den sinnlichen Vorstellungskreis einführen; wie sie von der grünen Hoffnung, der schwarzen Sünde und dem blutigen Hohn spricht. Wie das Adverb: oben, heute, entgegen, gemäß die Bewegungsmöglichkeit des Verbums unterstützt, so hilft das Eigenschaftswort dem Dingwort den sprachlichen Grundbesitz sichern: eine grüne Wiese, ein blauer Himmel und roter Mohn, damit ist die Vorstellung jedesmal farbig so festgelegt wie beim klebrigen Teig, harten Holz, runden Stab die Form und Substanz einer Erscheinung. Was beim Dingwort gesündigt wurde, kann — wie sich oben zeigte — mit dem Eigenschaftswort wieder wett gemacht werden, und das ist bezeichnend für den guten Schriftsteller, wie sicher er das richtige Eigenschaftswort findet. Blau, golden, luftig, breit, massig: wie Blumen in einer Wiese so blühen die Eigenschaftswörter in einem guten Schriftsatz auf und machen ihn farbig.

Leider aber hat das Eigenschaftswort den schlimmen Fehler, daß es sich steigern läßt: es gibt nicht nur einen bösen, sondern auch einen böseren und den bösesten Hund. Unsere Sprache ist zu ihrem Unglück auf den bösesten Hund gekommen; in der Sucht, ihre Sätze recht blühen zu lassen, werfen törichte Schriftsteller wahre Kaskaden von Superlativen um sich, um das Gegenteil zu erreichen. Denn im Ernst, fürchten tun wir uns bloß vor einem bösen Hund; ein böserer und bösester Hund, das ist schon wieder so viel abschwächende Theorie, daß wir die Eigenschaft nicht mehr so ernst nehmen.

Weil es mit den sauersten Weinen, besten Semmeln und rosigsten Hoffnungen nicht mehr zog, sind dann die fürchterlich sauren Weine und die weitaus besten Semmeln in Aufnahme gekommen, bis das Wortungeheuer „erstklassig" auch dem Ahnungslosen die Augen öffnete, wohin wir mit dieser Marktschreierei kommen mußten.

Zeigte sich in dem falschen Substantiv und dem vergessenen Hilfszeitwort die Denkfaulheit der „Verfasser", so in dem übersteigerten Superlativ eine Großsprecherei, die wir nun freilich nicht den Behörden, sondern dem modernen Kaufmann zusprechen müssen. Da will jeder die besten Schuhwaren, die haltbarsten Gummireifen, die schmackhaftesten Biskuits haben, da gibt es nur Tafelbiere ersten Ranges, Weine feinster Qualität: soweit die betreffenden Geschäftsleute noch einen Rest von altmodischem Verhältnis zu ihrer Muttersprache haben: sonst ist es superfein, höchstbest, prima, ohne Konkurrenz und erstklassig. Erstklassig aber wird eigentlich alles angeboten, was heute verhandelt wird, Ölgemälde, Stiefelwichse und Waschmaschinen. Weil die Anpreisungen der Kaufleute aber das sind, was dank der Plakate, Inserate und Reklamebroschüren uns am eindringlichsten vor Augen geführt wird, hat sich ihre Superlativtaubheit auch in die Literatur eingeführt. Kein Wunder, daß sich das Gefühl dafür beim Schreiber wie beim Leser so abgestumpft hat, daß die alten schönen Grundformen der Eigenschaftswörter breit, rot, langsam, in einem Schriftsatz durchgängig angewandt, wie fremde Wunder wirken.

Man sollte statt aller möglichen akademischen und populären Preisfragen manchmal recht überflüssiger Art Preise aussetzen für Schriftsteller, die zwanzig Seiten ohne einen Superlativ schreiben können. Denn — was schon einmal

in ähnlicher Beziehung beim falschen Substantiv entwickelt wurde — darum handelt es sich nicht allein, daß ein solcher Schriftsatz schlicht und blühend würde, sondern daß überhaupt Vorbilder von einfacher Haltung im Wort gegeben werden. Für einen scharfen Beobachter im Gebrauch unserer schönen, durch große Dichter edel gebildeten Muttersprache als ein denkfaules und großsprecherisches Volk dazustehen, ist kein Ruhm: Ein bißchen viel Deutschland-über-alles-Stimmung, die endlich doch einer würdigeren Haltung weichen sollte; und vielleicht kann niemand daran so viel tun, wie unsere Schriftsteller mit einer schlichten und klaren Sprache.

Natürlich macht es allein noch keine gute Sprache, daß einer die falschen Substantive, das vergessene Hilfszeitwort und den übermäßigen Superlativ vermeidet; aber Hauptübel eines schlechten Schriftstellers sind es doch, weil sie die natürlichen Funktionen seines Handwerkszeugs mißachten, und darum durften sie als Beispiele angeführt werden. Seine freihändige Arbeit vollzieht sich erst im Satz, und was man den Stil (also die eigene Art) eines Schriftstellers zu nennen pflegt, beruht zwar auf seiner Kenntnis und sorgfältigen Behandlung des Werkzeugs, zeigt sich aber erst, wenn er den Sprachhobel führt. Wir sagten wohl, daß es das Verb sei, was den Satz- und Gedankenbau des Schriftstellers in Bewegung brächte: aber wie er diese Bewegung an den Begriffen bricht und wie er sie aus einem Satz in den andern fortleitet, daß aus den einzelnen Wellen der Fluß seiner Sprache wird: das ist seine persönliche Sache.

Ob es nach Fritz Mauthner die Logik der Sprache oder nach der landläufigen Meinung die Logik der Gedanken ist, womit er den Leser an der Hand seiner Sätze führt: notwendig bleibt die klare Führung, d. h. daß zwischen den Gedanken-

fluß des Schriftstellers und den des Lesers, die durch die Schrift verbunden sind, diese Schrift nicht selber störend tritt. Man spricht von einem schwerfälligen, sprunghaften, hastigen Stil des Schriftstellers und meint damit, daß seine Sätze ein anderes Tempo haben als die Gedanken. Sein größtes Geheimnis ist eben das, Sprache und Gedanke so in einen Fluß zu verschmelzen, daß der Leser sie als Einheit empfindet. Jedes: was will er damit sagen? oder: hat er das nicht schon einmal gesagt? oder: warum so umständlich? jedes zweimal oder rasch darüber weglesen ist schon ein Zeichen, daß die Verschmelzung nicht vollkommen ist. Es gibt Schriftsteller, die man etwa um ihrer Sachkenntnis willen gern lesen möchte, und doch immer wieder verdrießlich zur Seite legt, weil ihre Satzungeheuer alle Gedanken verschluckt haben und nur mit Kunstgriffen des Lesers dazu gebracht werden können, sie wieder von sich zu geben.

Eine Zeitlang war die Mode kurzer Sätze aufgekommen, um der Einheit zwischen Satz und Gedanke sicher zu sein. Es gab keine Kommas mehr, nur noch Punkte, vielmehr Ausrufungszeichen, im schlimmsten Fall Gedankenstriche. Kein Zweifel, daß im einzelnen dadurch die erwünschte Prägnanz erreicht wurde: der Kirschbaum blüht, der Wein schmeckt gut, oder: der Esel frißt Disteln, daran kann kein Leser scheitern. Aber es war doch nur — wie die gleiche Entsagungsmode im Kunstgewerbe — ein verzweifelter Rettungssprung ans Ufer zurück; denn gerade das, was die Sprache ausmacht, die Weiterbildung der Gedankenkette in der Satzfolge: das läßt sich mit solchen Satzstöpseln nie erreichen. Sie ergeben bestenfalls ein Mosaik, niemals den Fluß einer Emaille. Diesen Fluß sichert in der Sprache nur die rhythmische Folge der Worte und Sätze, in

denen die geheimnisvolle Verschmelzung von Sprache und Gedanke sich vollzieht.

Bevor wir sagen, daß der Stil des Schriftstellers in der rhythmischen Reife und Eigenheit seiner Sprache beruhe, müssen wir freilich klarer sehen, was damit gemeint ist. Natürlich nicht das sogenannte Metrum, das als Jambus, Trochäus usw. beim Lyriker eine komische Rolle spielt. Wie konfus jene Einteilung in schwache und starke (will sagen betonte und unbetonte) Silben ist, darauf das ganze Schema der sogenannten Versfüße beruht, muß jedem auffallen, der in den Dichtungen eines Autors dasselbe Wort — etwa trotzdem — je nach dem angenommenen Versfuß bald als trotzdem (— ⏑,) bald als trotzdem (⏑ —) verwendet sieht. Natürlich ist auch unsere Sprache, wie der Atem, der Schritt, wie alles Leben überhaupt dem Takt unterworfen, der sich aus dem Auf und Ab, Hin und Her der Bewegung von selbst ergibt. Sie hat die natürliche Neigung, zwischen betonten und unbetonten, Haupt- und Nebensilben abzuwechseln. Je gleichmäßiger sich dieser Wechsel vollzieht, je ruhiger wird sie; und sie würde zum unerträglichen Geklapper werden, wenn sich jene gleichmäßige Wiederholung von starken und schwachen Silben, wie sie das Taktschema des Trochäus vorschreibt, für den natürlichen Sprecher so erreichen ließe, wie für den, der skandiert. Glücklicherweise sind aber unsere Worte nicht nach diesem Schema gebaut, und nach ihrem Lautwert gemessen wiegen in einem Satz manchmal nicht zwei Silben gleich. Das Material unserer Sprache (eben die Worte) widerspricht also der Skandierung durchaus, und deshalb können die sogenannten Versfüße auch nur, wie in der Musik, als Taktformen angesehen werden, innerhalb deren sich die rhythmische Entwicklung der Melodie vollzieht. Wie die Laut-

werte der Silben sich dem Taktschema einzufügen scheinen, und wie sie ihm doch auf ihre natürliche Art widersprechen: das macht jene schwebende Linie der Bewegung aus, die wir als Rhythmus in der Verssprache empfinden.

In der Prosa gibt es anscheinend ein solches untergelegtes Taktschema nicht, weshalb sie auch nicht übel als ungebundene Sprache bezeichnet wird: aber doch nur eben scheinbar, denn woran soll sich ihr Rhythmus anders entwickeln? Daß sie im Gegensatz zum Vers die Worte willkürlich nacheinander brächte, wie es ihre Stellung im Satz ergäbe, das ist eine zu naive Vorstellung. Allerdings gibt es auch Schriftsteller, sorglos genug, sich damit zu begnügen; es sind diejenigen, deren Sätze von Heinrich Heine als Knüppeldämme verspottet wurden. Bei jeder gebildeten Sprache ist die rhythmische Linie ihrer Bewegung unverkennbar; nur darf man nicht etwa pedantisch im Sinn der Poetik nach Versfüßen suchen. Ihr Taktschema ist gewissermassen imaginär, aber daß es, um drastisch zu bleiben, Prosaschriftsätze gibt, die sich mehr der „jambischen" oder der „daktylischen" Form nähern, dessen wird sich jeder sofort erinnern. Natürlich nicht, weil sich der Schriftsteller einer Art Spielerei hingab, sondern weil sich ein besonderer Rhythmus aus dem Inhalt aufdrängte. Die Sprache ist kein Kleid, das die Gedanken beliebig an- und ausziehen können. Unsere Gedanken sind mit der Sprache groß geworden und so in eins verwachsen, daß wir auch ohne zu sprechen mit der Sprache denken (so komisch verbunden ist dies, daß einer, dem mehrere Sprachen geläufig sind, zufällig in der einen oder andern denken kann), d. h. alles, was in bewußte Gedankenarbeit genommen wird, kommt auch in die Sprache. Im übertriebenen Sinn sprechen wir nicht nur, sondern denken auch, je nachdem jambischer

oder daktylischer Form uns nähernd. Es gibt heftig aufbegehrende, ruhig hinschreitende und hilflos abrinnende Gedankenketten, und jede wird, richtig niedergeschrieben, ihren sprachlichen Rhythmus mit sich bringen. Hierfür ein Ohr zu haben und einen Ausdruck zu finden, d. h. für die Gedanken- und Gefühlsreihen auch die ihnen anhaftende rhythmische Sprachform zu haben, das macht die eigentliche Kunstfertigkeit des Schriftstellers aus, die sich durch strengste Selbstzucht nicht erlernen läßt, wenn das natürliche, das musikalische Gehör des Schriftstellers fehlt.

Wie innig Sprachform und Inhalt verbunden sein können, zeigt nichts so schön wie ein Gedicht, das durch kein Kunststück in Prosa übertragen werden könnte. Es ist ganz ein Gebild aus Klang und Sprache, das die Gefühle und Gedanken geheimnisvoll verbirgt, um sie desto stärker wirken zu lassen. Man sagt ja, daß Gedichte nicht gemacht werden könnten, sie müßten von selber kommen. Natürlich stimmt das nicht ganz: an ein Gedicht ist unter Umständen mehr Energie und Arbeit gesetzt worden als an einen ganzen Roman. Trotzdem kann es insofern nicht gemacht werden, als es sich irgendwie in seiner sprachlichen Grundform dem Dichter offenbaren muß, bevor er seine bewußte Arbeit beginnen kannn. Meist werden es einzelne Verse und Reimklänge sein, die sich ihm aufdrängen: seine bewußte künstlerische Arbeit beginnt erst damit, daß er den eigentümlichen Rhythmus, also die innere Bewegung dieser Bruchstücke erkennt und danach sein Gedicht gestaltet, bis alles so aus einem Guß erscheint, wie es die einzelnen Stücke als geheimnisvolle Gaben seiner Seele gleich besaßen. Insofern ist also der Lyriker eine musikalische Begabung in der Sprache; woher es sich auch erklärt, daß wir Gedichte haben, in denen der Gedanke nichts scheint und die

uns dennoch — eben mit der süßen Macht der Musik — ergreifen.

Man wird deshalb vorsichtig sein müssen, wenn von der Sprachbehandlung beim Lyriker die Rede ist. Er gehört eigentlich nur noch aus Nachbarschaft zu den Schriftstellern, da seine Verse gesungen oder gesagt, nicht gelesen werden sollen. Trotzdem darf wohl von der Gefahr gesprochen werden, die sein Metier für die Sprache, das Werkzeug des Schriftstellers, bedeutet. Nicht die, daß auf einen Dichter unter den Lyrikern immer einige hundert Dilettanten kommen, die mit ihren gereimten Versfüßen unermüdlich an allen Gefühlen und Gefühlchen herumklappern. Das ist eine harmlose Art von Selbstbefriedigung, die gewiß im Papierverbrauch und sonst ihre bescheidenen sozialen Vorzüge hat. Da der Lyriker aber meist an eine Art von Silbenzählung und an ein bestimmtes Taktmaß gebunden ist und den natürlichen Wuchs der Sprache nur als Rohmaterial hat, das er bezwingen muß: wird er leicht diesen Natürlichkeiten Gewalt antun und um so sicherer auf eine Abflachung und Schwächung der Sprache hinarbeiten, je geläufiger oder starrer seine Form wird. Gerade die sogenannten Formkünstler der Sprache sind bedenkliche Erscheinungen; sie finden, weil ihre Art von Form trotz aller feierlichen Haltung (oder eben deshalb) viel Äußerlichkeit ist, gewöhnlich bald einen Kreis von Bewunderern und Nachahmern, der in dem Strom der Sprache einen jener toten Wirbel darstellt, darin sich das dunkle Wasser ewig um sich selber dreht.

Das sogenannte Epigonentum, das jedesmal den Ausklang einer kräftigen Literaturperiode zu bilden scheint, beruht auf dieser Überschätzung der äußeren Form; es wird immer leichter zu dichten, weil die dressierte Sprache — wie Goethe sagt —

selber dichtet: bis sie eines Tages den Zwang nicht mehr aushält und sich mit allen Natürlichkeiten empört — bei welcher Gelegenheit dann die beteiligten jungen Leute glauben, sie hätten eine Revolution in der Literatur vollbracht. (Also nicht nur die veränderten Gefühle und Gedanken einer neuen Zeit verlangen eine neue Form, wie es dann jedesmal heißt, sondern die eingeengte Sprache empört sich.)

Wir brauchten uns nur an das Sonnett zu erinnern, um ein Beispiel der angedeuteten Gefahr einer zu strengen äußeren Sprachform zu haben. Wie günstig ist dieses Schema für die prägnante Entwicklung eines Gedankens, und wie jämmerlich wird es täglich von Schülern und Lehrern der Literatur mißbraucht! Doch wird es gut sein, diese häufigsten Mängel einer äußerlich gebildeten Verssprache im einzelnen anzusehen. Von einem war schon andeutend die Rede: von der Unsitte, den Wörtern die Schwänze abzuhacken, um sie gewaltsam dem Taktschema einzufügen. In vielen Fällen wird ja das überflüssige e dabei getroffen, das selten zu betrauern ist; aber wenn in einer feierlichen Zeile auf einmal Bäum statt Bäume steht oder ew'ge statt ewige (wo freilich statt dem Schwanz- das Mittelstück geopfert ist) oder nach altem Muster feins statt feines, Ros' statt Rose: so ist immer die natürliche Sprache einer äußerlichen Form geopfert worden.

Das Gegenbild sind die Flicksilben oder Flickwörter. Auch hier spielt das überflüssige e eine Rolle, aber von der andern Seite her, indem es nun plötzlich gehet statt geht und stehet statt steht heißt. Wörter wie „wohl“ oder „gar“ fristen hier ihre Scheinexistenz und manche Eigenschaft wird den Dingen zwei- oder dreisilbig zugesprochen, weil gerade noch ein Versfuß fehlt. Wird bei der abgehackten Silbe die Sprache holperig, indem sie ihr natürliches Auf und Ab verliert und dafür

ein künstliches Stark und Schwach bekommt: so machen die Flickworte und -silben sie naturgemäß leer. Was wir bei Versen Wortgeklingel nennen, führt sich meist darauf zurück. Auch die sinnlose Umstellung der Worte mit ihrer fürchterlichen Blüte, dem verdrehten Genitiv „des Königs Haus“, „der Hoffnung süße Schmerzen“ geschieht dem Vers-Takt zuliebe; sie ist das verbreitetste der lyrischen Übel und droht auch am meisten sonst in die Schriftsprache überzugehen. Eine gewisse Freiheit muß dem Schriftsteller bleiben, wie er die Worte im Satz folgen lassen will; aber die natürliche Folge bewährt sich jedenfalls: „der Bach rauscht“ ist immer besser als „es rauscht der Bach“ (oder gar „der Bach, er rauschet“). Freilich ist sie nicht immer fest zu stellen: das rückbezügliche „sich“ kann wahre Irrfahrten in einem Satz unternehmen (Detlev von Liliencron gab den guten Rat, es immer möglichst in den Anfang des Satzes zu bringen) und ob es besser heißt: „ein rot und blau geblümter Schlafrock“ oder „ein Schlafrock, rot und blau geblümt“, kommt immer auf den Einzelfall an: im ganzen aber darf wohl gesagt werden, daß die abgelebte Verssprache die natürliche Wortfolge im Satz bedroht.

Nehmen wir zu diesen Beispielen noch die Abneigung der Verssprache gegen starke, dem Takt widerstrebende Worte, sowie das unnötige Pathos, zu dem unsere Dutzenddichter die einfältigsten Dinge steigern: so haben wir Gründe genug, obwohl ihrer mehr leicht zu finden wären, um dem Lyriker als Förderer der Sprache zu mißtrauen. Freilich mehr dem landläufigen Reimer als dem wirklichen Verskünstler: da aber gerade beim Vers die Sprache für den Dichter dichtet und also leicht etwas gemacht wird, „was so aussieht, als wäre es etwas“ (Goethe), richten sich die Bedenken letzten Grundes

doch gegen das Metier selber, das nur für die großen Begabungen eine Tugend, für die mittleren, kleineren und kleinsten aber leicht ein Laster wird, das wir — in Deutschland zum wenigsten — zwar mehr von der komischen Seite nehmen; das aber, wie wir sahen, auch seine ernste und fast gefährliche Seite für die Sprache hat.

Wenn wir uns auch hier erinnern, wie innig Sprache und Gedanke verbunden sind, so bleibt die Gefahr nicht einmal in der Literatur. Wir haben einen Dichter gehabt, der uns diese Gefahr unheimlich näher brachte: Friedrich Schiller. Er war ein Mensch von höchstem Schwung, ein Organist, der gern alle Register zog, um mit seiner Leidenschaft die andächtige Gemeinde zu durchflammen. Er konnte seinem Pathos milde und fast scherzhafte Seiten abgewinnen, aber er konnte sich seiner nicht entäußern, solange er dichtete. Mit diesem Pathos hat er das gebildete deutsche Volk im 19. Jahrhundert angesteckt, namentlich die Jugend. Wenn er ihnen allen auch seine herrliche Seele und den hellen Geist mitgeben gekonnt hätte, wäre die Sache richtiger gewesen (obwohl ein Volk von lauter Friedrich Schillers eine bedrohliche Erscheinung wäre): so aber kam sein Pathos auch an bescheidenere Geister und blieb da — weil es sonst keine Wurzeln hatte — als Schwung der Worte sitzen. Wenn bei einem Bundesschießen oder Stadtjubiläum ein Redner sich im Pathos vergreift, kommen sicher ein paar Verse von Schiller vor, der ihm und seinem Schwung der Worte im Nacken sitzt. Was wir immer wieder beklagen hören, den Festessen-Enthusiasmus, den Verschleiß von idealen Phrasen in einem öffentlichen Leben, das sich sonst in den schärfsten Formen auseinander setzt: das darf als seine ins bürgerliche Leben verirrte Verssprache gedeutet werden. Wenn die unendliche

Schätzung Goethes einen reellen Grund hat, so ist es die Sehnsucht der Besseren nach einer Welt, die sich seiner schönen Sachlichkeit entsprechend gestaltete. Vielleicht läßt sich sein unendlicher Wert so umschreiben, daß er — obwohl der größte Dichter der Deutschen — ein noch größerer Schriftsteller war.

Denn — um mit diesem Paradoxon zu einem Abschluß unserer Sprachbetrachtung zu kommen — da die Sprache des Dichters nicht wie die des Fachschriftstellers z. B. einem Fach, also einer Sache dient, sondern — wie wir sahen — Selbstzweck ist, indem sie ein Sprachgebilde schaffen soll, das irgendwie ein Spiegelbild der Welt, aber wie sie selbst in sich vollendet ist: eignet sich die Dichtersprache, drastisch gesagt, nicht für den täglichen Gebrauch. Sie kann nicht restlos in den allgemeinen Sprachschatz untergehen, sondern wird immer mit dem Schatz ihrer Anschauungen und Vorstellungen das Dasein einer eigenen und für den Bürger fremden Welt führen. Wohl kann ein Lied des Dichters Volkslied werden, und das ist der hohe Erfolg, der nur wenigen Lyrikern blüht: aber dieses zufällige Glück, das merkwürdigerweise auch geringeren Begabungen in den Schoß fällt, bedeutet so wenig in ihrem gesamten Werk, daß wir unmöglich annehmen können, die Natur betriebe für den Effekt einiger Volkslieder den Aufwand eines ganzen in Versen zugebrachten Daseins.

Seine wirkliche Sprache erhält das Volk nicht vom Dichter, sondern vom Schriftsteller. Vom Schriftsteller, wie wir ihn schon einmal als das eigentliche Ziel dieser Betrachtung erkannten, der nicht wie der Fachschriftsteller einem Fach oder wie der Dichter einem Stoff dient, sondern der — wie wir sagten — gewissermaßen die Zeit selbst ist, indem sein Kopf ihre Gedanken denkt und seine Schrift sie formuliert. Seine Sprache ist die „ungebundene" Form, die Prosa, in der es nach

Goethe schwerer als in Versen zu schreiben sein soll. Anscheinend schreiben der Fachschriftsteller und der Erzähler mit ihm in der gleichen Sprachform: ein kurzer Hinblick wird uns den Unterschied zeigen. Während der Schriftsteller sich mit dem Leser über seine Angelegenheiten auseinandersetzen will, bietet ihm der Erzähler irgend eine erlebte oder erdichtete Handlung. Indem er sie erzählt, verschwindet er gleichzeitig mit dem Leser in diese Handlung; natürlich agieren beide trotzdem mit, aber doch nur in einer unwirklichen Sache. Darum ist es für den Erzähler immer heikel, wenn ihm etwa eine lebhafte Darstellung nachgerühmt wird; er soll gar nicht lebhaft sein, sondern ruhig; er hat mit der Sache nichts zu tun, er erzählt sie nur: Er darf keinen Augenblick über einer Einzelheit den gleichmäßigen Gang im ganzen vergessen; er darf nicht rechts und links laufen oder gar zurück, er muß im sichern Schritt unbeirrt weiter gehen, damit der Leser zu ihm als Führer Vertrauen gewinnt. So lebhaft seine Situationen werden und so lebendig die Gestalten, er selber soll nicht mitheulen oder -lachen. Auf die Sprache übertragen heißt das: seine Sätze sollen nicht hastig hinter jeder Wendung herlaufen; so hoch die Wogen der Leidenschaft gegangen sind, nun ist es aus mit ihnen — sonst könnte ers ja noch nicht erzählen — was er zu geben hat als Erzähler, ist die Chronik dieser Leidenschaft, nicht sie selber. Der muß seine Sprachform entsprechen, d. h. nicht etwa, indem er nach berühmten und unberühmten Mustern eine Chronik imitiert, sondern indem er sich ihren großen Vorzug, die kaltblütige Darstellung, zu eigen macht. Sein Tempo ist deshalb der Zweischritt des Ganges, wie ihn — um bildweise auch hier die metrischen Bezeichnungen zu gebrauchen — die jambische Form hat. (Der Trochäus, der mit einem auf den linken Fuß kommandierten

„Abteilung, marsch!" beginnt, hat diese Ruhe nicht, weil er eben ein Marschschritt ist.)

Für den Fachschriftsteller gibt es solche sprachlichen Nötigungen nicht; seine Sache ist das Fach. In Begeisterung kommt er schon von selber nicht, er vermeidet aber auch den Anschein, als ob ihm das passieren könnte. Die Wissenschaft hat das Beiwort „kühl": das ist auch die einzige Forderung an seine Sprache, objektiv und kühl. Natürlich auch noch klar; aber das ist sie — wenn die Beziehungen zwischen Sprache und Gedanke in unserm Sinn existieren — schon von selber, wenn die Gedanken klar sind. Und wie sollte ein Wissenschaftler über etwas schreiben, das ihm nicht klar wäre? Er darf nüchtern werden wie ein Bügelbrett, wenn nur das Bügelbrett genau die Millimeter des vorgeschriebenen Maßes hat. Leider gibt es nun aber doch so etwas wie eine wissenschaftliche Sprache, die von denen am peinlichsten benutzt wird, die nicht durch ihre Geistesverfassung auf eine klare und kühle Sprechart gestellt sind. Sie besteht aus gewissen Redensarten der Sachlichkeit, die namentlich in Erscheinung treten, wenn ein Posthalter auf dem Land einen fossilen Fisch gefunden hat oder der Amtsrichter a. D. in einer kleinen Stadt römische Altertümer sammelt. Eigentlich ist es nur der Schotter um die lateinischen Bezeichnungen, und gerade die Präzision, die man von einer Sprache der wissenschaftlichen Untersuchung erwarten muß, fehlt am meisten. Natürlich gibt es bei den wirklichen Schriftstellern der Fachwissenschaft Musterbeispiele dieser Präzision; Sätze, in denen zwar aller sprachlicher Wohllaut erstarrt ist, die aber mit Zangen und Schrauben wie sauber geputzte Instrumente dastehen; sie sind die Träger sauberer Gedanken, und von ihnen aus kann man verstehen, daß es in der Wissenschaft

außer der direkten Fälschung keinen schlimmeren Vorwurf gibt, als den, ein Schönschreiber oder Feuilletonist zu sein.

Keinem möchte dieser Vorwurf die Finger mehr verbrennen als dem freien Schriftsteller, von dessen Sprache wir nun etwas bemerken müssen. Er kommt nicht wie der Dichter von den Worten, sondern wie der Wissenschaftler von den Sachen her; aber er will den Sachen nicht nur in einem Fach, vielmehr im ganzen dienen, weil er sich selber als Kopf und Feder seiner Zeit fühlt. Seiner Schrift kann deshalb weder die objektive Kühle des Wissenschaftlers noch die epische Ruhe des Erzählers nützen; seine Aufgabe ist nicht die Chronik der Leidenschaft, sondern ihre lebendige Sprache, weil seine Dinge nicht schon geschehen, sondern erst in ihm am Wachsen sind. In seinen Sätzen lebt das Frage- und das Antwortspiel, die These und die gewagte Antithese; er braucht den Hohn, das rasche Spottwort und den schwellenden Groll: er ist ein Sprecher, der sich selber der rascheste Gegner ist, ein Seiltänzer auf dem hohen Seil gefährlicher Gedanken, der mit der Balancierstange der Logik tollkühn die Schwebe hält.

Er ist im Streit der Meinungen keinen Tag und keine Stunde vor Überraschungen sicher, und so legt seine Sprache den Schläger nie aus der Hand. In seinen Sätzen wird die Sprache selber lebendig, weil sie vollkommen eins ist mit den Gedanken, die in ihr zum erstenmal sich losringen aus dem Geheimnis ins Tageslicht. Weil er nicht wie ein Gelehrter selbstgefällig von seiner Denkarbeit zu berichten, sondern sie vor den Augen des Lesers erst zu verrichten hat, schreibt er kein Wort nieder, von dem er nicht erwarten muß, daß es sich gegen ihn wenden könnte: aber er schreibt es trotzdem, weil die Gefährlichkeit darin ihn lockt, die scharfe Kritik seiner Ideale zu unerwarteten Ausfällen zu verleiten, um ihr mit schärferer Logik zu begegnen.

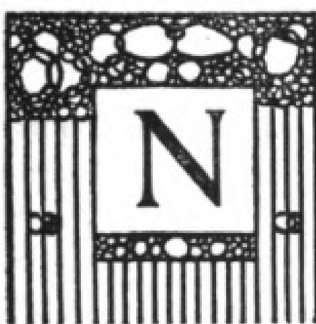
Er bedarf keines Aeroplans, weil seine Gedanken tollkühner fliegen, und die eleganteste Jacht im Mittelmeer würde sein Wohlsein zu schriftstellern nicht vermehren können. Eine Gefolgschaft hat er nicht, und wenn er sie erhalten sollte, es wäre sicher, daß ihn sein Teufel ritte, sich gegen sie mit scharfen Schlägen zu wenden. Er reist deshalb auch nicht wie ein Agitator im Land herum, Anhänger zu sammeln: es ist sicher, daß er irgendwo einsam sitzt, die Pfeile seiner Schrift zu spitzen. Trotzdem hat er seine grimmigsten Feinde stets um sich, weil das die eigenen Trägheiten, Feigheiten und Irrtümer sind.

Sein Stil ist die Sprache selber, wie sie frisch aus der Münze kommt, metallisch glänzend und unabgegriffen. Er weiß aber, daß es den Worten nicht anders im Umlauf geht als den Geldstücken, daß sie die scharfen Ränder der geprägten Schrift im Gebrauch verlieren, und darum ist er unablässig dabei, sie umzuschmelzen oder neue zu gießen. Er liebt die Bilder der Kopfseite nicht, weil Bilder und Beispiele allzu leicht in bequeme Allgemeinheiten führen: aber wenn ein Bild plötzlich einer Gedankenkette als eine Art Wegweiser vorspringt, läßt er es kühn dastehen.

Wir wissen, daß dieser Schriftsteller zur Größe nur auswachsen kann, wenn sich die Zeiten wenden. Aber sein Handwerk der kritischen Auseinandersetzung darf in den ruhigeren Zeiten nicht verloren gehen und wird im einzelnen ausgeübt von allen, die eines Tages von einer Frage hingerissen ihr Fach oder ihre Dichterei vergessen. Sie helfen dann, die Sprache lebendig zu erhalten, bis endlich doch wieder ein Großer kommt, sie neu zu prägen. Von allen Fragen einer Nation ist die der Sprache die nationalste, weil darin ihr Wesen selber in Frage steht. Wird die Sprache

müde und abgebraucht, leer und phrasenhaft: steht es um die Gedankenwelt des Volkes, um seine Bildung, wie wir sagen, auch nicht anders. Insofern ist der Schriftsteller für ein Volk nicht nur ein Wetterzeichen seiner Gedanken, sondern seiner geistigen Gesundheit überhaupt; es sollte gut in Ordnung gehalten werden. Unser Volk nennt sich mit Bildungsstolz das Volk der Denker und der Dichter; kann etwas bezeichnender sein für seine Art als diese Formel? Bei sehr viel Ausschweifung der Eigenliebe liegt die Bequemlichkeit darin, daß die Werke der Denker und der Dichter Dinge sind, die für sich selber, zwar in der Sprache des Volkes, doch in ihrer eigenen Sphäre leben. Es wäre kräftiger, wenn auch nicht gleich so rühmlich, das Volk der Schriftsteller zu heißen, weil deren Schriften für die Gesamtheit stärkere Lebenszeichen sind.

Die Wirksamkeit



ACHDEM wir so die Sprache als sein Handwerkszeug und darin die Bildung der Gedanken als das Arbeitsmaterial des Schriftstellers erkannten, die beide — Sprache und Gedanken — wichtige Dinge eines Volkes sind, indem sie den Geist und Sinn von seinem Wesen tragen, muß nun die Frage lauten: wie sich das Volk zum Schriftsteller verhält, d. h. im einzelnen, wie sich die Wirkung seiner Arbeit auf den Leser gestaltet. Da er in Wirklichkeit nicht die tönende Sprache, sondern nur die Schrift dazu gibt, die Gedanken in seine Buchstaben versteckt, und darauf wartet, wer geschickt genug ist, sie zu finden: so stellt seine Leistung gewissermaßen nur die eine Hälfte von dem Geheim-

nis dar, daß die Gedanken eines Menschen durch gedruckte Zeichen auf einen anderen übertragen werden. Wenn die andere Hälfte nicht eben so exakt arbeitet, ist seine Arbeit umsonst, wie wir es tatsächlich immer neu erleben, daß Schriften von außerordentlicher Fassung für die Zeitgenossen als Makulatur dalagen, so daß wir wohl annehmen können, es bliebe einzelnes zum wenigsten für alle Zeiten ungelesen. Wie wir schon sahen, genügt es nicht, daß der Leser sich aus den Buchstaben Wörter und daraus Sätze bildet, die Wörter müssen als Begriffe und die Sätze als Bewegung dieser Begriffe gegeneinander ins Leben kommen; wenn da nicht eine gewisse Einheit vorhanden ist, d. h. wenn Begriff und Gedanken nicht im gemeinsamen Zeitgebrauch genähert sind, kann es geschehen, daß die Schrift gleichsam am Buchstaben kleben bleibt und nicht im Leser lebendig wird. Man hat dann bildweise schon gesagt, daß die Reibfläche fehlte, um die Streichhölzer des Schriftstellers zu entzünden; tatsächlich liegt es sehr oft an dieser Reibfläche, wenn auf die schlechten Zündhölzer geschimpft wird.

Das wird, wie gesagt, dann am ehesten geschehen, wenn sich Begriff und Gedanke zu weit vom Sprachgebrauch entfernen, also entweder bei abstrusen oder bedeutenden Geistern, die ihrer Zeit — wie man es nennt — voraus sind. In diesem Fall tönt die Sprache des Schriftstellers aus seinen Schriftzeichen hohl wie die Stimme der Einsamkeit, sie muß von einzelnen so lange weiter gegeben werden, bis sie sich in deren Mund der allgemeinen Sprache genähert hat: der Fall Nietzsche, der ehemals verzweifelt nach einem Echo seiner Sprache horchte und der heute Salongespräch geworden ist — wobei die Frage freilich kaum offen bleibt, ob nicht die Zwischenträger mehr als Nietzsche selber sprechen.

Damit ist angedeutet, wie nötig ein lebendiges Sprachgefühl nicht nur für die Arbeit des Schriftstellers, sondern auch für den Leser ist. Es gibt Zeiten, in denen die Begriffe welk zu werden scheinen, alle kräftigeren Wörter die Köpfe hängen lassen, weil der bewegende und ernährende Strom lebendiger Gedanken im Volk fehlt: wehe dem Schriftsteller, der in eine solche Zeit hinein geboren wird. Während zu andern Zeiten eine wahre Springflut herrschen kann, in der alles mitgerissen wird, was in der Gewohnheit seine Wurzel hatte. Jene Zeiten werden den großen, diese den kleinen gefährlich, die dem Bedürfnis nach großen und starken Worten nicht gewachsen sind.

Die sonderbare Erscheinung, daß Schriften in ihrer Zeit eine ungeheure Wirkung tun, wie Feuerbrände flammen, so daß nichts als die Asche übrig bleibt, darin die Nachgeborenen vergeblich nach den Ursachen der großen Wirkung suchen: beruht auf einer zufälligen Einheit zwischen Schriftsteller und Leser im Sprachgfühl der Zeit: der eine war genau um den Sprung vor, den die anderen gerade machen wollten, so wurde er für diesen Sprung ihr Führer und seine Schrift das Feldgeschrei der Zeit. Man denke an den Rembrandtdeutschen, wie er für eine Stunde fast neben Bismarck und Luther zu stehen schien, um heute in der Erinnerung fast unwirklich zu sein. Je mehr Bildung und Sprache im natürlichen Wachstum gehindert sind, um so mehr werden solche Wasserschößlinge Nahrung finden. Der ideale Zustand wäre, daß sich ein Volk seiner Sprache im Sinn der Großen bewußt wäre, daß es nicht heute auf Goethe oder Luther fiele, um morgen doch wieder bei einem modernen Hoffmannswaldau anzulangen. Doch scheint von der Sprache aus betrachtet, unser Volk in einem äußerlichen und fast barbarischen Verhältnis zur Bildung zu stehen. Es hat zum mindesten mehr einen Inhalts- als einen Formsinn, wenn diese beiden Begriffe zu tren-

nen sind, es schwankte zwischen Freytag, Dahn und Ebers hin und her, weil es sich an den unklaren Vorstellungen großer Vergangenheiten berauschte und ließ zu gleicher Zeit den Sprachmeister Gottfried Keller beiseite stehn, weil seine Sachen nicht so bequem aus ihrer Form zu lösen waren. Und daß es heute mit den berühmten Modenamen etwa der Viebig oder Thomas Mann der Bildung näher als mit der Marlitt oder Freytags „Soll und Haben" stände, das muß noch abgewartet werden.

Ob und wieweit ein unverkennbarer Mangel an Sprachgefühl — der, wie wir sahen, auch einen Mangel der Bildung bloßlegt — in unserm Volk ein Rassenmerkmal ist, das auch nur anzudeuten im Zufall dieser Betrachtung, wäre leichtsinnig. Daß er vorhanden ist, daß der Lesestoff zum wenigsten unserer Tage in einem peinlichen Gegensatz zur Bedeutung und Vergangenheit unserer Literatur steht, wer mag es leugnen? So kann man immerhin nach Gründen suchen, warum so wenig vom Sinn und Ausdruck unserer Großen in der Sprache unserer Zeit zu finden ist? Die erste Antwort ist nicht neu: weil unsere Sprache nicht mehr aus guten Büchern, sondern aus der Zeitung kommt.

Das ist buchstäblich wahr; vom ersten Frühstück bis zum Nachtkaffee begleitet uns die Zeitung. Sie ist die Leseform, nach der sich ziemlich alles andere zu richten hat. Denn eine Zeitung mit täglich 12 bis 72 Seiten, darin über alles etwas und selten etwas gründlich steht, die vieles bietet, um jedem irgendwo versteckt etwas zu bringen: sie ist gar nicht zum Lesen, sie ist zum Überlesen da. Das Auge sucht das Interessante und hat sich längst daran gewöhnt, aus diesem Kuchenberg Rosinen auszupicken. Und was so flüchtig gelesen wird, ist meist noch flüchtiger geschrieben. Ein Theaterstück abends rasch angesehen, nachts beschrieben, gedruckt, und morgens schon am Frühstücks-

tisch gelesen: da kann kein Einfall sich zum Gedanken auswachsen, kein Ausdruck sich zur Sprache runden: alles bleibt erste flüchtige Niederschrift. Wer das ableugnen möchte, der schlage in den Briefen von Fontane nach, wie schon das Mädchen verschlafen mit der Mark für die Droschke hinter dem Doktor steht und auf die Blätter wartet für die Druckerei. Wie die deutsche Tageszeitung bis heute beschaffen ist, steht sie durchweg im Zeichen der Flüchtigkeit; der ist als Mitarbeiter am besten dran, der druckfertiges Zeitungsdeutsch beliebig von sich geben kann.

Dieses druckfertige Zeitungsdeutsch, das immerzu, der Flüchtigkeit des Lesers und des Schreibers zuliebe, mit einer Klischeesprache arbeitet, darin jedes Wort von eigener Prägung störend und jede Satzform feinerer Führung eine Unbequemlichkeit ist: bedeutet wirklich eine böse Sprachgefahr der neuen Zeit. Böser als die Faulheit im Beamtendeutsch und böser als die Aufschneiderei des Inserats, weil es tagtäglich dem deutschen Volke die gebräuchlichste Lesenahrung gibt. Nicht nur die Flüchtigkeit der Zeitungsschreiber allein ist seine Verderbnis; wer da weiß, wie viel bei seiner Tageszeitung darauf ankommt, überall aus der ersten Quelle informiert zu erscheinen, wie die gleichgültigste Drahtnachricht unter Umständen besser honoriert wird als ein ganzes Feuilleton, bloß weil sie eine Mitteilung bringt, die angeblich authentisch ist, wer diesen Hochdruck mit Telegrammen und Telephongesprächen kennt: der muß am Ende dem Klischeebetrieb noch dankbar sein, daß er viel Schlimmeres verhütet. Ein längerer Schriftsatz, im Telephon diktiert, von dort aus stenographisch aufgenommen und für den wartenden Setzer rasch übersetzt: wenn es da keine Klischees gäbe, kein druckfertiges Zeitungsdeutsch mit festen Redensarten, was glaubt man denn, das sonst heraus käme?

Wenn das nun in der Zeitung bliebe, wer wollte schmähen; aber es wird, durch Jahre täglich mehrmals eingeflößt, Volkssprache. Was in der Eisenbahn, an Stammtischen und auf der Straße gesprochen wird: das kommt fast ausnahmslos hierher. Ein Geschäftsreisender beherrscht schon gar nichts mehr in seiner „Konversation" — die Fachausdrücke und Kneipenwitze ausgenommen — als dieses Zeitungsdeutsch, darin er die Gespräche druckfertig übernimmt und weitergibt. Und wenn der Kleinstadtbürger zwangsweise hochdeutsch sprechen muß, so geschieht es sicher im Zeitungsdeutsch, das freilich dem Bureaudeutsch nicht zu entfernt fast schon wieder Amtssprache geworden ist.

Das ist von aller Wirksamkeit des Schriftstellers natürlich die geringste, wenn auch verbreitetste. Es ist der Machtbereich des Reporters, den wir schon anfangs scherzhaft den einflußreichsten Schriftsteller nannten. Der Journalist von Geltung wirkt anders, weil er die Meinung des Volkes machen oder doch sagen will. Er weiß, daß sich nicht alles auf Redensarten bringen läßt, auch liebt er schon den Stil, jedoch nur überm Strich, wenn er als Leitartikler in die Speichen der hohen und niederen Politik eingreift. Doch scheint es nicht, daß er da mit Inbrunst gelesen wird; und wenn er einen Einfluß hat, so ist es meist als Kritiker, der die Theater und Konzerte, die Bücher und die Ausstellungen bespricht; und das ist in der Wirksamkeit des Schriftstellers das erste Kapitel von Ernsthaftigkeit.

Doch müssen wir uns erst mit dem beschäftigen, der mehr als jeder andere mit seiner Schrift die Wirkung sucht, der sie vergißt, wenn ihre Wirkung vorüber ging, und der doch mehr als Leitartikler ist: der Mann der Politik. Wir haben ihn in Deutschland, wo die Zeitung als siebente Großmacht zwar anerkannt, jedoch nicht als gesellschafts- oder regierungsfähig geachtet

wird, noch nicht als Staatsmann. Er bleibt, wie alle Männer des Parlaments, auch wenn sie zur Regierungspartei gehören, vor den Augen der Herrschenden immer etwas mit dem Geruch der Demagogie behaftet. Er darf sein Leben lang im Reichstag sprechen, wenn die Regierung ein Gesetz vorlegt, darf die Partei anführen, der er dient: nur daß er sich selber in die Regierung hineinreden kann: das gibt es bei uns nicht. Weil sich im Parlament und bei den Wahlen ziemlich alles in den Parteien abspielt, die sich mit ausgeteilten Kindersäbeln von schwarzer, roter oder blauer Farbe bekämpfen müssen: so bleibt gewissermaßen alles subaltern. Der Ton ist viel zu grob und vom Parteiprogramm bedrängt, als daß sich etwas für die Bildung unseres Volkes daraus erwarten ließe. Wer das nachprüfen will, der mache einen Wahlkampf in Deutschland mit. So ist es nicht zu wundern, daß der politische Schriftsteller von Rang in Deutschland selten ist. Was von berühmten Parteiführern wie Richter oder Bebel als Schrift herkam, war nicht sehr schön. Insofern bedeutet Naumann eine Erweiterung in der deutschen Bildung unserer Zeit, indem er sie auf ein Gebiet hinüber trägt, auf dem bisher das Schlag- oder Schimpfwort, das Temperament und die Parteitüchtigkeit den Reichtum und die Bildung des Geistes notgedrungen ersetzen mußten.

Der Kritiker wird allgemein vom Publikum so aufgefaßt, als ob er wie der Richter zwischen rein und schuldig, zwischen schön und häßlich das öffentliche Recht zu sprechen habe. Seine Wirksamkeit ist Lob und Tadel; er gibt ein Urteil ab, das je für einen Kreis bestimmend und oft ausschließlich gilt; er kann die mannigfachen Existenzen in der Kunst aufbauen und vernichten. Doch ist das nur die äußere Seite seiner Tätigkeit; indem er einen Geschmack vorstellt, der mit der Goldwage

die Leistungen in der Kunst abwägen kann. Ob diese Goldwage auch immer richtig zeigt, das ist dann eine Frage der Qualität, die freilich selten anders als mit einem Seufzer zu beantworten ist. Der wirkliche Kritiker aber ist erst jener, der nicht die Leistungen gegeneinander abwägen, sondern das einzelne Werk aus seinen Absichten begreifen und aus sich selber kritisieren kann. Es ist nicht schwer zu sagen, der Faust von Goethe sei ein sehr schönes Stück und der Fuhrmann Henschel von Gerhart Hauptmann weit geringer; schwerer freilich, für dieses Urteil des Geschmacks eine Beweisführung beizubringen, die ernsthaft gelesen werden kann: ein Kritiker aber ist erst jener, der den Fuhrmann Henschel als dramatischen Versuch aus sich begreifen und Mängel oder Vorzüge daran aufweisen kann, die nicht an andern Stücken, sondern an ihm selber ausgemessen sind. Oder im Gebiet der bildenden Kunst: ob ihm ein Bild von Trübner gut oder schlecht gefalle, das kann ein Schornsteinfeger so gut wie ein Professor sagen, und jeder wird am Ende auch einen Grund beibringen: aber das Bild in seiner technischen Arbeit und künstlerischen Absicht als ein Ding für sich begreifen und etwa aufzeigen, wo dem Künstler eine Lahmheit oder eine Unklarheit der Farben dazwischen kam: das ist schon nicht mehr so leicht.

Es erfordert — und damit kommen wir dem Zustand eines Kritikers von Berufung nahe — gewissermaßen jenen Maler, der nach Lessing ohne Hände geboren ist: einen latenten Künstler, der nur mit den Augen die Dinge der Kunst nachschaffen kann, der dafür aber die Gabe hat, mit seinem Wort präziser als ein anderer zu sagen, was ihm gefällt, warum etwas mißlungen und ohne Wirkung ist. So kritisieren kann natürlich nur der, dem die Absichten des Künstlers geläufig sind, der das eine Werk im Rahmen seiner übrigen Werke ein-

stellen kann, und der den Künstler selber als ein Stück der Zeit sowohl, wie diese Zeit in der Entwicklung begreifen kann. So ist der persönliche Geschmack gewissermaßen das natürliche Talent des Kritikers, die Begabung, die er wie der Künstler selber entwickeln muß; wer aber nur aus der Engherzigkeit dieses Geschmacks — und sei er noch so empfindlich — kritisiert, der überträgt das Urteil eines Liebhabers auf ein Gebiet, wo es sehr wertvoll, aber nicht ausreichend ist. Wie auch die größte künstlerische Begabung nicht als ein Meister vom Himmel fällt, sondern sich in zäher Auseinandersetzung mit dem Vorbild der Natur und den Bestrebungen anderer entwickeln muß: so wird dem Kritiker auch nichts geschenkt; ja mehr als jeder Künstler — der schließlich doch nur die eigene Sache will — muß er sich mit allem auseinander setzen, was irgendwie an künstlerischen Dingen im Rahmen seiner Zeit noch wirksam ist. Er darf sich beispielsweise nicht beruhigen, daß sich die jungen Bildhauer unserer Zeit von Rodin wieder zu den Ägyptern wenden; er muß sich klar machen, was sie bei Rodin entbehrten, um es dort zu finden.

Wer solchermaßen Kritik treibt, der stellt die erste Wirkung der neuen Kunst auf ihre Zeit ebenso dar, wie er ihr das Gewissen seiner Zeit entgegen stellt. An sich ist jedes Kunstwerk ernst gemeint, und Menzel hatte recht, der in den Ausstellungen vor jedem Bild und Bildchen stehen blieb, um, wie er sagte, die Absicht heraus zu finden, warum der Künstler das nun machen wollte; aber die Absicht allein ist keine Kunst: je größer sie sich einstellt, um so stärker werden die Widerstände und die Gefahren für den Künstler, in einer Täuschung zu entgleisen. Nirgend wird ein so großer Aufwand nutzlos werden wie in der Kunst, wo je von tausend Werken einer Zeit vielleicht ein einziges für die Nachwelt am Leben bleibt.

Die erste Auswahl hätte der Kritiker zu treffen, nicht als Geschmacksurteil allein, sondern im wachesten Bewußtsein seiner Zeit. Während beim Künstler immer die produktive Kraft die eigene Kritik um etwas überwiegen muß, damit er nicht den Mut verliert, darf sich der Kritiker nie vor der Mahnung sicher fühlen, daß hier vielleicht ein Neues doch am Wachsen sei, wo sein Geschmack zunächst versagt.

Daß solcher Kritiker nicht soviel Tausende leben, wie für die Tageszeitungen in jeder Stadt notwendig sind, ist klar. Die nächste Folge ist natürlich die, daß die Kritik in Lob und Tadel persönlicher Geschmacksurteile entartet ist. Das wäre an sich schon schlimm genug, wenn nicht auch noch die Wirkung davon im Publikum zu spüren wäre, daß es in dieser Art Urteil sein eigenes Genüge findet und so mit einer Mauer von Selbstgenügsamkeit und Unbildung umzogen ist, daß jede Kunst von eigener Prägung ihm lächerlich erscheint. Alle Romanschriftsteller zusammen schädigen die Bildung, also Kultur der Zeit nicht so, wie dieser Zustand einer unzulänglichen Kritik es tut; denn soviel jene dem Publikum und seinem Behagen entgegen kommen, sie bleiben doch in diesem Kreis gemeinsamer Unzulänglichkeit: mit dem Kritiker aber und der Dreistigkeit des eigenen Geschmacksurteils treten sie den Lebensdingen der Zeit als Hemmnis in den Weg. Die Menge sagt nicht mehr: ich kann da nicht mehr mit — wie in den Dingen der Elektrotechnik etwa — sondern sie spricht ihr Gut und Böse mit der Sicherheit eines von Gott und Staat zum Urteil über Kunst eingesetzten Richters aus. So haben wir den Zustand in jedem Zweig der Kunst, daß alles Eigene dem Volk durch zähe Predigt aufgenötigt werden muß. Und wenn es keine Autoritätsanbetung und keine Moden gäbe in der Kunst, wenn nicht die kleinen Kritiker samt und sonders

von den großen lebten, so daß sie irgendwie in ihrem angeblich eigenen Geschmacksurteil eine beginnende oder absterbende Modemeinung zum besten gäben: es sähe noch übler aus.

Da nämlich keine Persönlichkeit auch in der Kunst aus ihrer Zeit heraus kann, vielmehr die eigenwilligste stets das erfüllt oder anstrebt, was in der Zeit als Fortschritt oder Entwicklung begründet liegt: so werden es letzten Grundes immer die Ideale von morgen sein, die dem Volk von heute zuwider sind. Man könnte damit trotzdem zufrieden sein, weil sich am Widerstand auch in den geistigen Dingen die Kraft erprobt; wenn irgendwie im Kampf der Kunst an alten Idealen gegen neue treu festgehalten würde, wie sich der Laienkritiker gern schmeichelt. Doch ist dem gar nicht so, in Wirklichkeit ist der Geschmack des Auges und des Ohres gleich dem der Zunge veränderungssüchtig, und was dem Laien unter der Selbsttäuschung alter großer Kunst gefällt, ist leider meist das Gegenteil davon. Was trotz der Ideale klassischer Kunst als Bilder und Druck der Wände unserer Häuser selbst moderne Galerien — schmückt, was als Lesestoff jahraus jahrein verarbeitet und was zum Klavier gesungen wird, das ist mit Ausnahmen sehr seltener Art schlimmes Modezeug. Indem der Kritiker von Berufung sich in lebendiger Fühlung mit den Absichten seiner Zeit hält, stets im Bewußtsein der großen alten Werke, kämpft er nicht — wie der Laie sich gern und andern glauben machen möchte — für die moderne Kunst auf Kosten einer alten: sondern er hält die Bildung lebendig, in der überhaupt erst Kunst werden und wirken kann. Insofern kommt der Kritiker dem freien Schriftsteller nahe — wie wir ihn als den eigentlichen Gegenstand dieser Schrift erkannten. Was ihn von ihm trennt und zum Spezialisten macht, ist die Beschränkung seiner Schriftstellerei auf die Gebiete der Literatur und Kunst.

Trotzdem ist er ein anderer als der Fachschriftsteller, weil dieser wissenschaftlich nur für den Fachmann schreibt und als Diener seines Fachs zunächst das Publikum, d. h. den Leser allgemein nicht anerkennt. Schließlich sind Fach und Schrift zwar auch nur für das Volk da, das seinen Schatz an Kenntnissen dadurch vermehrt; aber der Fachmann dient der Bildung doch nicht so direkt wie der freie Schriftsteller in unserem Sinn, weil Kenntnisse allein Vielwisser machen. Wie er ihr gleich unentbehrlich dient, das müssen wir nun sehen. Was heißt ein Fach? Der Teil von der gesamten Wissenschaft, der als besondere Disziplin in Arbeit genommen wird. Nicht, weil er vor den andern wertvoller schiene, sondern weil die Einzelforschung für die modernen Wissenschaften unabweisbar geworden ist. Sie hat den Nachteil, daß der ganze Zusammenhang der Dinge in blaue Fernen rückt und daß der Vordergrund sich riesenhaft ins Mikroskop hineinwächst. Wer immer nur Algen dritter Gattung untersucht, dem können Säugetiere zu nebelhaften Existenzen werden. Doch was der Blick der Einzelforschung an Breite unbedingt verlieren muß, kann er an Tiefe gewinnen. An jeder Stelle führt die Forschung in das Geheimnis unseres Lebens hinein, und daß sie mit dem Jahrhundert der Enzyklopädisten an Energie und Blick verloren habe, wird niemand behaupten mögen. Wer ernsthaft über Algen arbeitet, erfährt vom Organismus der Wesen mehr, als wer sich mit der Übersicht abmüht, die schließlich nur auf Kosten der Einzelkenntnis möglich ist. Wenn er als Schriftsteller mit den Ergebnissen seiner Forschung vor sein Volk tritt, ist er wie ein Taucher, der mit geheimnisvollen Schätzen aus dem Meer aufsteigt; nicht nur, daß er das Material der Bildung um ein paar Steinchen ihrer Kenntnisse mehrt, dient er ihr selber: weil von der Wissenschaft nur solche Ergebnisse einer Einzelforschung akzeptiert

werden, die irgendwie dem Kreis der vorhandenen Kenntnisse, also dem Schatz der Bildung organisch eingefügt sind.

Wenn somit der bescheidene Einzelforscher mit seinen Schriften schon der allgemeinen Bildung dient, indem er unsern Einblick in die Dinge an seinem Platz vertieft, so gilt das von dem Fachschriftsteller größeren Stils viel mehr: weil er uns die Zusammenhänge der Sachen in seinem Fach aufdeckt. Es kann uns einer Weltgeschichte mit dem engen Blick des Einzelforschers und mit dem weiten Auge des Gelehrten schreiben, der in dem Auf- und Niedergang der Völker Pflanzen aufwachsen, blühen, Frucht tragen und verdorren sieht. Und wie uns ein Naturforscher die Weltanschauung nach seinem Sinn umdrehen kann, das hat Darwin gezeigt, der das Gefühl des Lebens auf eine neue Basis stellte. Freilich scheint in solchen Fällen mehr das Resultat der Forschung als die Schrift, die Wissenschaft mehr als die Schriftstellerkunst zu wirken; aber wie der große Forscher Darwin zugleich ein vorzüglicher Schriftsteller war, so überhaupt: Immer, wenn einer aus seinem Fach heraus allgemeinen Einfluß gewinnt, ist er zugleich ein Schriftsteller von selbständiger Bedeutung. Wenn wir auch hierbei bedenken, wie innig Sprache und Gedanke verbunden sind und daß jede bewußte Gedankenentwicklung sich nur im Rahmen der Sprache vollziehen kann: bemerken wir, daß dies kein Zufall ist und daß es jenen tüchtigen Fachmann, der es nur nicht von sich geben kann, in keinem Fach wirklich gibt. Je bedeutender er ist in seinem Fach, um so mehr wird er die Tiefen und zugleich die großen Zusammenhänge darin sehen, um so mehr wird er aber auch geneigt sein, die Zusammenhänge über sein Fach hinaus zu verfolgen: das heißt, er wird zu jener beweglichen Universalität der Bildung hinstreben, die das Gebiet des Schriftstellers ist.

Die Goethesche Beschränkung, in der sich erst der Meister zeigt, kann keinen Sinn für die Beschränkten haben; sie gilt für den, der über seine Schranken fort die Welt erfassen will, sie galt als Mahnung für ihn selber, der mehr als einmal in Gefahr war, über den Interessen der allgemeinen Bildung sein vorbestimmtes Fach, die Dichterei, zu vergessen. Mit seinem Beispiel wäre uns nun freilich der Dichter unter die Fachschriftsteller geraten; so wenig er das ist, in dieser Sache ist er in gleichem Fall mit ihm.

Man könnte scherzhaft sogar den Lyriker als reinen Fachmann ansprechen, indem seine Arbeit zunächst keinen andern als ihn selber anginge und höchstens seine lyrischen Fachgenossen. Doch zielt das nur auf die zahlreiche Sippschaft der Versemacher, denen zu Dank kaum ein Deutscher ein Gedicht noch anders als mit boshaftem Grinsen ertragen kann. Weil die Schönheit und Wirkung eines Goetheschen Verses nicht zu leugnen ist, so meint der Leichtsinn immer wieder, es läge nur am Vers und Reim. Und weil das Dinge sind, die jeder im Handumdrehen kann, so soll es keinen Deutschen geben, der sich nicht wenigstens einmal — in seiner Blütezeit — daran versuchte. Die meisten sehen die Torheit daran nach ihrer ersten Liebe ein, unnütze Jünglinge aber bleiben daran, bis sie zu alten Narren werden, und ihnen müssen wirs verdanken, daß ein Versemacher in Deutschland als überwertig gilt. Das ist von allen Wirkungen der Schriftstellerei die traurigste, daß ihre duftigen Blüten in Bergen von Papierrosen vergraben sind, so daß von einem Genuß der Lyrik anderswo als im Konzertsaa — wo Musik die Verse vor der Lächerlichkeit bewahrt — kaum noch zu sprechen ist. So war es möglich, daß der gangbarste Lyriker der Deutschen Wilhelm Busch wurde, dessen Reime der allgemeinen Verachtung lyrischer Leistungen einen handgreiflichen

Ausdruck geben. Mit seinen Versen immun gemacht, fürchtet der Deutsche nun keinen Lyriker mehr, soviel tausend Bändchen jährlich zum komischen Schrecken der jeweiligen Verwandtschaft auf eigene Kosten junger und alter Toren verbreitet werden.

Was im übrigen den Dichter als Fachschriftsteller anbelangt, so bleibt nur das bescheidene Talent im klug gesteckten Viereck seiner Dichtung, alle Begabungen von größerer Kraft treibt es zur Auseinandersetzung mit den Bildungsfragen ihrer Zeit; der ungewöhnliche Fall, daß einer seine Dichtungen selber dazu benutzt, wie Henrik Ibsen oder auf andere Weise Richard Dehmel, ohne als Dichter und als Schriftsteller gleichzeitig zu entgleisen, ist selten. Goethe, Herder, Lessing, auch Schiller: unsere Größten aus der klassischen Zeit waren glänzende Schriftsteller. Selbst der geniale Jüngling Kleist fand noch Zeit zu einigen funkelnden Auseinandersetzungen; und Hebbel füllt mit seiner dogmatisch präzisierten Gedankenleidenschaft noch heute den Kopf manches Jünglings aus. Wenn wir genau zusehen, macht sogar die Wirkung rasch berühmter Dichtungsbücher in vielen Fällen das schriftstellerische Brausepulver aus, das darin steckt; von Goethes „Werthers Leiden“ bis zuden „Webern“ Gerhart Hauptmanns. Wenn wir landläufig von der Wirkung einer Dichtung sprechen, liegt immer der Schriftsteller in der Luft, der irgendwie an heikle oder akute Fragen der allgemeinen Bildung rührte. Das klare, tiefe Dankgefühl, das für die in sich selber ruhende Schönheit einer Dichtung aufsteigt, hat wenig genug mit jener Wirkung zu tun, die immer eine Bewegung der Massen, d. h. der Bildung ist, der sie anhängen.

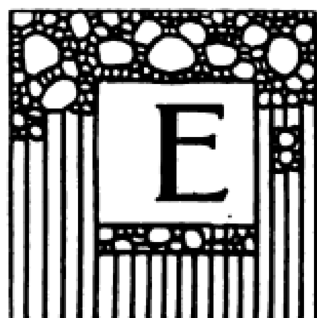
Es muß hier ausgesprochen werden, daß eine Dichtung im Grund etwas andres will, als was gemeinhin Wirkung heißt. Indem der Dichter sich seiner selbst begibt — auch der Lyri-

ker tut das, weshalb ein Gedicht, wo die Persönlichkeit des Dichters nicht in der Stimmung verschwindet, trotz Vers und Reim lyrischer Rohstoff bleibt — indem er nichts kennt als den Stoff (die Handlung, die Stimmung) den er so tief und rein, wie er selber davon ergriffen war, darstellen möchte: verzichtet er auf agitatorische wie schriftstellerische Wirkung. Seine größte Kunst ist, sich selber, d. h. seine Ergriffenheit los zu werden, damit das beruhigte Stück Leben, das „Abbild der Welt“ im „Wassertropfen“ seiner Dichtung ungetrübt erscheine, in jener in sich selber ruhenden Schönheit, darin für einen Augenblick alle Fragen befriedigt sind. Seine Wirkung ist die einer griechischen Statue: Ehrfurcht, heilige oder heitere Ruhe und die Ahnung eines tiefen Glücks.

Um es in einer drastischen Gegenüberstellung zu sagen: der Schriftsteller bringt Ordnung in den Kampf der Fragen, indem er ihre Schärfen prüft, aber er liebt den Kampf und will nichts andres, als die hitzigen Schlachten der Gedanken schlagen, sein Triumph ist, die verachtetste der Fragen als Sieger aus dem Kampf zu führen — der Dichter bringt in diese Tageswelt der Kämpfe die Stille seiner gedichteten Welt, darin kein Zwiespalt überschönt, aber jeder aufgelöst ist in jene selbstverständliche Ruhe, die auch dem Denker der Weltbetrachtung, dem Philosophen übrig bleibt, wenn er im Schein den Wert und Sinn der Dinge zu finden sucht. Der Dichter trägt sein Stückchen Ewigkeit in den Tag, aber der Schriftsteller gibt sich dem Tag mit jener Leidenschaft hin, die ihm als unserm und seinem Stückchen Ewigkeit zukommt. Somit ist die Wirkung des Dichters die, daß er den Leser für eine Spanne Zeit von sich erlöst, während der Schriftsteller ihn gerade zu sich hinführt. Wenn aber dem Dichter die Leidenschaft der Zeitgenossen am heftigsten zuströmt, der die Zeit-

probleme kühn in den Rahmen seiner Dichtung stellt, so zeigt sich darin eine Vorliebe für den Schriftsteller, die ihm selber noch nicht von Nutzen wird. Während der Dichter als höheres Wesen lange Zeit eine Art Heiligenverehrung genossen hat, die sich freilich meist auf den toten bezog, ist es dem Schriftsteller kaum möglich gewesen, seinen Beruf als einen geachteten hochzubringen. Einer, der schreibt, ist in Deutschland immer noch ein gefährlicher und unangenehmer Mitbürger; je mehr sich aber eine Auffassung der Bildung nicht als Vielwisserei, sondern als die Fähigkeit durchsetzt, in seiner Gedankenwelt eine freie und selbständige Ordnung zu haben, darin die harten Fragen der Zeit nicht vorsichtig ausgeschlossen, sondern einbegriffen sind: um so mehr wird sich die Meinung verbreiten, daß der Schriftsteller mehr als eine zufällige Begabung, daß er die höchste Ausbildung des Zeitgenossen darstellt. Denn eine Schrift stellen können in seinem Sinn heißt, eine gebildete Sprache, heißt gebildete Gedanken haben, heißt jener Mann „von Bildung" sein, als den wir Deutschen allzuhäufig noch den „Mann der Manieren" gläubig betrachten.

Die Lage



ES IST eine traurige Konsequenz unserer Betrachtung bisher, daß die Lage des Schriftstellers in Deutschland keine gute sein kann. Wir sind mit unserer Bildung noch zu jung — daher der Überschwall vom Volk der Denker und Dichter — als daß wir einen Stand zu honorieren wüßten, der aus sich selber nichts hat als diese Bildung, sonst keinen Rang und auch kein Amt. Und darin bildet auch trotz unserer Klassikerverehrung der Dichter keine Aus-

nahme, den es im bürgerlichen Leben zudem garnicht gibt, nur einen Schriftsteller, der Bücher oder Zeitungsartikel schreibt. Ob er Gedichte, Novellen oder Dramen macht, das bleibt, wie wir schon sagten, ein heimlich selbst zugelegtes Ehrenamt, das durch die allgemeine Anerkennung im Alter oder nach dem Tod zu einem öffentlichen werden kann. Es giebt natürlich auch unter den Schriftstellern begüterte Herrensöhne oder solche mit reichen Frauen, die ihre Begabung mit Wohlsein umgeben können; aber da für diesen Zufall unser Volk nichts kann, muß er hier ausgeschaltet werden, wenn wir fragen: wie geht es einem Schriftsteller in Deutschland, der wie ein anderer Mensch von seiner Hände Arbeit leben muß?

Das heißt: ist schriftstellern Arbeit? Wenn malen, musizieren, bildhauern, bauen, schauspielern Arbeit ist, dann wohl; denn wer hat den Mut, die ausgeübte Baukunst, die Malerei oder Schauspielkunst noch anzuzweifeln als redlichen Beruf, der seinen Mann ernähren muß. Wenn außerdem seine Bücher und Manuskripte ein Eigentum darstellen, mit dem gehandelt werden kann und das darum wie Eismaschinen oder Pfropfenzieher patentamtlich geschützt ist: so darf auch hier wohl dem Erzeuger wie bei jeder andern Ware der Lohn nicht vorenthalten werden. Außer dem Komponisten ist freilich keiner der „geistigen" Berufe gleich fatal daran: während z. B. ein Maler, der sich drei oder vier reiche Anhänger ermalt hat, die ihm von Zeit zu Zeit ein Bild abkaufen, schon bürgerlich gegründet ist, bleibt der Schriftsteller mit einigen hundert Anhängern immer noch ein armer Teufel; denn angenommen, diese drei- oder vierhundert Anhänger kauften jährlich ein Buch von ihm: so machte das in den Geldwert übersetzt etwa 200 bis 500 Mark im günstigen Fall aus. Bei ihm muß es die Masse bringen, da helfen einzelne Freunde nichts; und weil die Masse

zur Bildung seiner Schriften im umgedrehten quadratischen Verhältnis steht: hat er als Schriftsteller von Eigenart und Haltung zunächst kaum Aussichten, zum Seinigen zu kommen.

Um diesen Aussichten überhaupt einmal die launische Maske zu lüften, wird es gut sein, einen Blick auf seine Stellung im Marktbetrieb seiner Ware, den Buchhandel, zu tun. Es wurde schon gesagt, daß er seine Handschrift selber allein nicht verwerten kann wie der Maler sein Bild, weil es ihm nicht auf einen Leser sondern auf die Masse ankommt. Er muß seine Handschrift vervielfältigen lassen durch den Druck; da er für den Vertrieb der Drucke weder die rechte Möglichkeit, noch Neigung hat, übergibt er die geschäftliche Behandlung dem Verleger, der auch schon den Verkehr mit dem Drukker besorgt und die Kosten übernimmt. Der ist somit für ihn mehr Fabrikant, der die Herstellung und den Großbetrieb seiner Patente besorgt, als nur Zwischenhändler. Und zwar kauft er entweder die Patente dem Schriftsteller mit allen Rechten ab gegen eine einmalige Summe, oder was gebräuchlich ist: er erwirbt das Herstellungs- und Vertriebsrecht des betreffenden Buches gegen eine Beteiligung am Gewinn in Form eines Prozentsatzes von jedem verkauften Exemplar. Es war eine Überlieferung, vom armen Schriftsteller und seinem Blutsauger, dem reichen Verleger, zu sprechen; wie wenig er das ist, werden wir an einem beliebigen Beispiel sehen: Nehmen wir an, das Buch eines Schriftstellers wird in einer Auflage von 1000 Exemplaren gedruckt, was für nicht „erfolgreiche Autoren" immer mehr der Grundsatz wird, und es soll im Ladenpreis 3 Mark kosten. Diesen Ladenpreis nimmt der sogenannte Sortimentsbuchhändler ein, der das Buch dem Kunden verkauft. Er erhält Prozente dafür, die zwischen 25—50 Proz. schwanken und mit 40 Proz. beim

Barverkauf (die üblichen Freiexemplare 7/6, d. h. auf 7 fest bezogene Exemplare werden nur 6 berechnet, eingerechnet) als Durchschnitt nicht zu hoch angegeben wird. Der Detaillist nimmt also 1,20 M. von den 3 M. in seine Tasche, so daß dem Fabrikanten und Grossisten nur noch 1,80 M. für den Band bleiben, das sind im ganzen 1800 M. Hierfür übernimmt er die Herstellung, die Kosten des Vertriebs und die Lagerung, das Risiko und das Honorar des Autors. Das beträgt im guten Gebrauch 20 Proz. vom Ladenpreis, in diesem Fall also 600 M., so daß dem Verleger nur noch 1200 M. bleiben, die ihm — wenn er nicht scharf aufpaßt — für die Kosten der Herstellung (600—800 M. in diesem Fall), die Unkosten des Vertriebes usw. bleiben, so daß er für sein Risiko sich schließlich mit einem Gewinn begnügen muß, der den des Autors in unserm Beispiel unmöglich erreicht und erst günstiger wird bei sogenannten Erfolgen, wo die größere Auflage den Druckpreis und die Unkosten des Vertriebes geringer macht. Nicht also der Verleger, sondern der Sortimentsbuchhändler verdient ungewöhnlich viel an dem Buch; weshalb der trotzdem nicht zu den reichen Leuten gehört, das liegt in der unglaublich verzopften Einrichtung des Buchhandels in Deutschland, die trotzdem immer wieder auch von den Verlegern als die einzig mögliche bezeichnet wird, und die wir hier natürlich nicht erörtern können.

Für uns genügt es zu wissen, daß der Schriftsteller 20 Proz., also ein Fünftel vom Ladenpreis des ungebundenen Exemplars als seine Einnahme von verkauften Büchern erhält. Ist der Preis 3 M., um bei dem angenommenen Beispiel zu bleiben, so macht das 60 Pfennig für das verkaufte Buch, 600 M. für die verkaufte Auflage von 1000 Exemplaren. Wir bedenken: es müssen tausend Deutsche so viel Gefallen an einem Buch

gefunden haben durch Empfehlung oder eigenes Urteil, daß sie es kaufen: dann lesen es aber mindestens dreitausend. Dreitausend Leser eines Buches ergeben für den Schriftsteller 600 Mark. Das heißt: es müßten sehr viele Tausende die Bücher eines Schriftstellers lesen und kaufen, damit er nur bescheiden davon leben könnte; und zwar müßten sie das Jahr für Jahr und durch sein ganzes Leben tun. Wie wenigen es gelingt, eine so große Käuferschar zu gewinnen und sich zu erhalten, obwohl sie unterdessen sacht zu den Unsterblichen eingehen, ist ein oft beklagter Zustand. So wenig wie Gottfried Keller konnten Theodor Fontane oder Detlev von Liliencron — um drei große Dichternamen als Beispiele zu nennen — von den Erträgnissen ihrer Bücher leben; und es ist kein Ehrendenkmal für das Volk der Denker und Dichter, daß einer der schärfsten Denker überhaupt und einer der wenigen großen Schriftsteller unserer Sprache (d. h. einer, der wie Luther oder Goethe die Form der Sprache wesentlich bestimmte), daß Friedrich Nietzsche, der wie ein Spartaner lebte — und das auch nur durch Freunde konnte — eine geringe Summe als sein Vermögen ängstlich hütete, weil er fürchtete, mit den letzten seiner Bücher, die fast keine Käufer mehr fanden, ohne Verleger dazustehen und sie auf eigene Kosten drucken zu müssen.

Obwohl beim Tode Liliencrons die Zeitungen widerhallten, wie wenn ihren Lesern wirklich ein Großer gestorben wäre, mußte für seine Hinterbliebenen öffentlich gesammelt werden, weil die Einnahmen aus seinen Büchern — durch gemeinsame Gesetze der meisten zivilisierten Staaten noch einige Jahrzehnte lang für die Erben geschützt — nicht zur Erziehung seinerKinder ausreichten. Daß ein mittelgängiger Autor, d. h. einer, der mit einem Buch einen solchen Erfolg hatte, daß die anderen Bücher mitgehen, wie etwa Emil Strauß

mit seinem „Freund Hein“, nicht daran denken kann, seine Existenz allein auf die Erträgnisse seiner Bücher zu stellen, kann sich jeder aus den Auflagen nachrechnen. Emil Strauß hat seit 1898 sechs Bücher drucken lassen, die es zusammen auf 30 Auflagen brachten: das sind in seinen Ertrag umgesetzt bei günstiger Berechnung nach den Ladenpreisen 22800 Mark in zwölf Jahren, macht jährlich im Durchschnitt 1900 Mark, also so viel wie ein kleiner Kanzleischreiber im Jahr auch herausbringt.

Daß ein Buch wie „Die Buddenbrooks“ von Thomas Mann gleich seinem Vorgänger, Freytags „Soll und Haben“, ein Buch langdauernder Mode wird, ist mehr als selten. Aber auch dieses Buch brachte seinem Dichter — vorausgesetzt, daß unser Schema: 20 Proz. vom Ladenpreis auch hierbei gültig war — bei einem Ladenpreis von 5 Mark und 50 Tausend verkauften Exemplaren in acht Jahren 50 Tausend Mark, d. h. also jährlich im Durchschnitt 6250 Mark ein, was zwar eine schöne Rente, aber doch nur ein Kinderspielsümmchen gegen die Einnahmen eines Bankdirektors ist. Von dem rätselhaften und für deutsche Verhältnisse unerhörten Einzelfall des „Jörn Uhl“ kann wohl nur in anderer Beziehung gesprochen werden, etwa als einer Art Gegenstück zur Zeppelin-Spende; es war jedenfalls ein richtiger Denkerdichtervolksstreich. Wem es Vergnügen macht, der kann nach dem Schema ein Fünftel vom Ladenpreis des ungebundenen Exemplars für den Dichter die Einnahmen unserer Berühmtheiten aus den Auflagen (bei literarischen Werken fast immer zu 1000 Exemplaren) selber nachrechnen: Er wird bestätigt finden, daß es in Deutschland zu den glückhaften Ausnahmen gehört, wenn einer aus seinen Büchern so viel gewinnt, wie ihm zum bescheidenen Leben nötig ist. Nicht mitberechnen läßt sich natürlich der Optimismus einzelner Verleger, durch

den die Existenz jüngerer Dichter mit Vorschüssen, Jahresgehältern usw. überhaupt ermöglicht wird.

Es fragt sich also, wovon leben unsere Schriftsteller, da sie es aus ihren Büchern nur in seltenen Fällen können? Unter Umständen ist es möglich (d. h. wenn sie berühmt genug sind und wenn der Inhalt ihrer Schriften oder die Form sich dazu eignet) daß sie den ersten Abdruck ihrer Werke an Zeitschriften und Zeitungen verkaufen. Hier scheint nun allerdings der Hase für den Schriftsteller im Pfeffer zu liegen; denn was für Summen von unsern Familienblättern für den Abdruck einzelner Romane gezahlt werden, darüber laufen manchmal Angaben durch die Tageszeitungen, die den Bürger im Schweiße seines Angesichts schwindeln machen. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß es sich dabei garnicht um Dichtungen oder sonst um ernsthafte Schriftstellerarbeiten handelt, sondern nur um den sogenannten Unterhaltungsroman, vom Unterhaltungsschriftsteller nach den Wünschen des Publikums geschrieben.

Wer kennt die furchtbaren Worte Liliencrons von diesem Publikum? Wer hat gelesen, was der geschmeidige Ernst von Wolzogen und einmal im Zusammenbruch der Nerven Artur Zapp, der „beliebte Autor", darüber schrieb? Das deutsche Familienblatt ist der Garten, darin das deutsche Bürgertum mit seinen Gefühlen und Gedanken behaglich spazieren gehen will. Da müssen je nach der Winter- oder Sommerfrischenmode die „Romane aus dem Leben" (nur solche liebt das Publikum von heute, weil es modern geworden ist und Dahn und Ebers nicht mehr mag) in St. Moritz oder auf dem Brenner spielen, natürlich stets mit einigen Kapiteln in Berlin. Auch ist es angenehm, das „Milieu" (es ist auf seine Art gebildet, das Publikum) der Börsen- oder hohen Beamtenkreise auf diese Weise „kennen zu lernen". Natürlich darf nichts Ernst-

haftes passieren (d. h. Ehebrüche sind neuerdings beliebt, noch beliebter freilich grausige Kriminalgeschichten, wo der Leser sich am Scharfsinn seines Helden erstaunen kann, der immer ein unscheinbarer Mann ist und am Schluß die engelreine reiche Erbin kriegt oder stolz verschmäht, weil er die Leidenschaft hat, sich selbstlos „am fremden Glück zu weiden") aber schließlich sind Einbrüche, Morde, Wahnsinnsanfälle auf dem bedruckten Papier des Familienblatts nichts Schlimmes: wenn nur keine ernsthaften Gedanken kommen. Solange sie der Leser mit den Schilderungen der Landschaft noch überschlagen kann, am Anfang oder auch am Ende eines Kapitels, geht es ja noch, nur wenn die ganze Erzählung gleichsam hineingetaucht ist, daß man die Sätze lesen statt mit den Augen schlingen muß; oder wenn die Menschen des Romans sich auf der Grundlage solcher Gedanken anders benehmen wollen, als es der Bürger begreift und gern hat, ist es zu Ende mit seiner Geduld.

Wer ihm aber in seinen Schriften den Kaffee kochen kann, wie er ihn liebt, oder die breiten Bettelsuppen, wie Goethe ungehörig witzelte: für den hält er die Summen bereit, von denen der einzelne Bürger staunend hört — der niemals weiß, was für ein mächtiges Ungeheuer er in seiner Masse ist. Und diese goldene Lockung aus dem Familienblatt ist die grausamste Gefahr der deutschen Schriftstellerei, also der deutschen Bildung. Denn weil das nimmersatte Ungeheuer — genannt das deutsche Lesepublikum, das die Erfolge macht — mit seinen Hut- und Kleidermoden auch die Lieblings-Unterhaltungsschriftsteller wechselt: so werden von den Redaktionen die Angeln mit reichem Köder stets nach neuen Namen ausgeworfen. Er braucht sich nur hier einzufügen, und fürs erste gehts ihm gut, dem deutschen Schriftsteller: er kann sich Diener und Pferde halten, wenn er bereit ist, den Roman

zu schreiben, den die lesende Masse mit nie gestillter, unersättlicher Inbrunst von ihm verlangt. Denn daß die Schuldigen nur die geplagten Redakteure seien, das glaubt kein Wissender: Um eines Haares Breite nur entgleist, und schon schwankt die Massenwoge der empörten Abonnenten hinüber zur klügeren Konkurrenz. Ein richtiger Roman kann eine Zeitschrift begründen und einige Mißgriffe können den Vorsprung des beliebteren Organs um mehr als einige Nasenlängen zurückwerfen. Für die Schriftsteller aber ist hier der Abgrund, in den die geschmeidigen Begabungen einmal alle — ein moderner Absturz der Verdammten — hinunter müssen. Denn so grausam ist die Scheidung: es braucht nur einer ein paarmal im Familienblatt gestanden zu haben, und schon zweifelts im Bereich der Geister und schon glaubt das Heer der Rezensenten, seinen Namen aus der Literatur ausstreichen und ins Fach der Unterhaltung einsetzen zu dürfen. Das Volk der Denker und der Dichter aber, das sich den Unterhaltungsschriftsteller als seinen Spaßmacher hält und ihm die seichten Worte mit Gold bezahlt, indessen es die Denker und Dichter grausam mit der Not des Daseins kämpfen läßt: das ist eine bitterere Komödie, als sonst eine in der deutschen Sprache geschrieben wurde.

(Nicht ganz so trostlos wie bei dem Familienblatt steht es für den Schriftsteller beim Theater, das zudem nur für die Spielart der Dramatiker mit vergoldetem Lorbeer winkt. Da kommen freilich manchmal, wenn auch selten, dramatische Dichtungen mit an die Krippe, daraus die Possendichter des „Husarenfiebers“ u. a. reichlich zu essen haben. Aber auch hier entspricht der wirkliche Gewinn den übertriebenen Träumen nicht. Man hat den Barerfolg von einem Drama, das in Berlin erfolgreich war und darum leidlich über die Provinz-

theater ging, durchschnittlich mit zehntausend Mark berechnet: das ist ein Jahresgehalt für einen besseren kaufmännischen Beamten. Wer aber mit überschlägt, wieviel Jahre verlorener und hitziger Arbeit hinter einem Erfolg versteckt sind: der sieht, wie wenig selbst ein solcher Glücksfall im ganzen bedeutet, wenn einer nicht wie seinerzeit Sudermann und nach ihm Hauptmann in Mode kommt, um freilich bald auch wieder als veraltet vom Publikum beiseite gelegt zu werden.)

Was also bleibt dem Schriftsteller, der nicht familienblattreif ist, weil er sich und seinem Volk zuliebe, dessen Sprache und Bildung er zu hüten hat, treu und reinlich im künstlerischen Gewissen bleibt, was bleibt ihm zum Abdruck seiner Werke? Das Fachblatt und die Tageszeitung. Als Fachblätter auch alle die Revuen mitgerechnet, die sich einzelnen Gebieten oder dem ganzen Bereich der Bildung mit Ernst, d. h. nicht nur zur Unterhaltung widmen. Sie haben im allgemeinen kein „groß Publikum" bei uns, weil der Deutsche angeblich viel zu schwer arbeiten muß, um sich auch noch in der „Lektüre", wie er sagt, zu beschweren. Wer die Wahrheit darin verkennen wollte, kennt unser Volk und die Art seiner Tagesarbeit nicht; es wird bei uns sinnlos geschuftet: in den Kontoren der Industrie und der Kaufmannschaft, weil wir erst daran sind, unsere junge Weltstellung als Industriestaat zu festigen; in den Kanzleien der Behörden, weil zuviel auf den schwerfälligen und unbeholfenen Apparat der sogenannten „Bureaukratie" gehalten wird, weil die peinliche Ordnung unserer Ämter in eine Pedanterie der Akten ausgeartet ist; weil in den Kontoren „das Fortkommen" und in den Ämtern „die Karriere" die begabteren Elemente zu einer hitzigen Streberei aufjagen, darin sie sich abhetzen; zum allermeisten aber, weil die Gehirne durch die Beschwerden einer

mühseligen und langen Schulbildung mit unzähligen Examen schon zermürbt und vielfach abgearbeitet sind, wenn sie in Dienst und Arbeit kommen. Oder — um ein direktes Beispiel zu geben — was kann man einem von Hause aus nicht starken Gehirn noch an Spannkraft zutrauen, wenn es sich endlich durch den Assessor hindurch gearbeitet hat? Den Rest wird es für seine Karriere vollständig aufbrauchen. Außerdem — und das ist ein drolliger Zug beim Dichter-Denkervolk — gelten höhere Interessen ziemlich in jedem Beruf als hinderlich und verdächtig, wenn nicht gefährlich.

Es steht hier nicht der Bildungszustand unseres Volkes zur Betrachtung, obwohl er mit der Frage des Schriftstellers — wie wir sahen — in einer ursächlichen Verbindung bleibt; diese flüchtige Abbiegung sollte nur andeuten, warum unsere ernsthaften Revuen so wenig von der Gunst des Publikums getragen sind, wenigstens nicht so viel, daß sie im Honorar irgendwie mit den Familienblättern wetteifern könnten. In den meisten Fällen muß die Ehre der Aufforderung und das Vergnügen der Mitarbeit für den Mangel einer ausreichenden Bezahlung schadlos halten.

Bleiben die Tageszeitungen, die trotz den Familienblättern das eigentliche Lesefutter der Deutschen in solchen Mengen liefern, daß es bei einigen gar nicht mehr zu verzehren ist. Eine ließ sich beim Tode Liliencrons die ganze Gedächtnisrede Dehmels depeschieren. Ob sie für alle Abdrucke von Gedichten Liliencrons zusammen soviel bezahlte, wie dieses Telegramm allein erforderte? Welches „Feuilleton“ einer deutschen Zeitung erwirbt überhaupt Gedichte und wagt es, sie den Lesern vorzusetzen? Es ist unsagbar, aber im Volk der Denker und Dichter — es hilft nicht, wir müssen die Phrase zu Tode hetzen — ist ein lyrisches Gedicht mit einer Lächerlich-

keit behaftet, die es nur in Verbindung mit der Musik oder als Zitat eines Festredners los wird. Überhaupt das „Feuilleton", die Absonderung der „Unterhaltung, Kunst und Wissenschaft" durch einen doppelten Strich von den ernsthaften Angelegenheiten! Die Hauptsache bleibt der Roman in Fortsetzungen. Am liebsten helfen sich die größeren Zeitungen mit Übersetzungen durch. Man denke nebenbei, wie das z. B. auf den Franzosen wirken muß, in unsern großen Blättern fortwährend übersetzte Romane von kleinen Leuten aus Frankreich zu lesen. Ob in unsern Redaktionen kein Gefühl dafür lebendig ist, daß sie die Würde unseres Volkes im Schrifttum nach außen zu spiegeln haben? Und ob sich wirklich mit etwas Mühe und Sorgfalt die wenigen ernsthaften Zeitungen, die wir überhaupt in Deutschland haben, ihren „Unterhaltungsstoff" nicht aus der eigenen Literatur beschaffen könnten? Entweder arbeiten sie mit unzulänglichen Honoraren oder in einer verblüffenden Unkenntnis zeitgenössischer Dichtung.

Die kleinen Zeitungen, die Lokalblätter und Generalanzeiger, die nicht den Ehrgeiz der „Erstdrucke" haben, beziehen ihren Lesevorrat ausnahmslos für wenige Groschen von den sogenannten Korrespondenzen. Diese Einrichtung ist für den ungeheuren Bedarf der Blätter eingerichtet, die ungefähr nichts oder doch nicht viel für ihr Feuilleton bezahlen wollen oder können. Ein solches Korrespondenzbureau erwirbt von Schriftstellern Romane, Novellen, Skizzen, sogenannte Feuilletons d. h. plauderhafte Betrachtungen, Witze usw., die es in druckfertigen Fahnen den Zeitungen regelmäßig liefert. Die können sich auf wöchentlich sechs, zehn, achtzehn Witze, drei Feuilletons, zwei Skizzen usw. abonnieren und bezahlen dafür einen Abonnementspreis, der eine Romanfortsetzung auf 3 Mark stellen kann — die Masse macht es. Daß ein solcher

Betrieb der Schriftstellerei überhaupt günstig sein könnte, ist zu bezweifeln; er muß notwendig zur Verflachung führen, da natürlich bei diesen Korrespondenzen sich nur Schriften verwerten lassen, die möglichst allgemein zusagen. Jedenfalls haben bisher alle Versuche, eine gute Feuilleton-Korrespondenz zu schaffen (theoretisch könnten es ja gute wie schlechte Sachen sein, die durch den Massenbetrieb billiger würden) mit einem Mißerfolg geendigt. Wie der Betrieb heute ist, kann man ihn nur lächerlich oder traurig finden, je nachdem man am Ernst dieser Sache beteiligt ist. Schon die General-Anzeiger allein mit ihren Riesenumsätzen könnten den deutschen Schriftstellern eine fühlbare Stütze sein, indem sie statt schlechtem oder geringem Zeug wenigstens manchmal auch etwas Gutes brächten. Aber was die vornehmen und berühmten „Großen" unterlassen, warum sollen das die Warenhäuser der Zeitungsbranche mit dem billigen Umsatz tun?

Daß die großen Zeitungen noch besonders schuldig sind, die deutsche Schriftstellerei auf niedrigem Niveau zu halten, soll noch auf andere Weise nachgewiesen werden: denn was bleibt dem Schriftsteller, dessen Bücher nicht wie warme Semmel gehen und zum Abdruck in Familienblättern auch nicht geeignet sind, anders übrig als die Tagesschriftstellerei. Diese „Großen" mit ihren mehrfachen Ausgaben am Tag fressen unersättlich Manuskripte: da steht es jeder Feder frei, für einen Zeilenpreis von 5 bis 35 Pfennigen ein Feuilleton zu machen, wie sie es brauchen können. Das ist dann erst die fürchterliche Schleifmühle unserer Literatur; denn weil, um nur einen Erwerb von 200 Mark im Monat zu erzielen, durchschnittlich jede Woche ein solches Feuilleton geschrieben werden muß: vermag leicht einer das erste halbe Dutzend noch mit angesammelten Gedankenreihen anzufüllen, auch

später wird ihm hin und wieder eins dazwischen noch geraten. Im ganzen aber muß ihm Witz und Frische und Sorgfalt versanden in dieser schlecht bezahlten Hetzarbeit. Nicht lange, er hat sich ausgegeben und muß doch weiter schreiben. Sein Stil fängt an mit Flüchtigkeiten, und wenn ihn nicht ein Glücksfall aus dieser Handwerkerei erlöst, ist er in wenigen Jahren als Schriftsteller drunter durch. Wer die Verhältnisse kennt, kann leicht ein Dutzend Männer nennen, die als begabte und sorgfältige Schriftsteller ans Feuilleton kamen und längst der allgemeinen Sprachlodderei unserer Zeitungen verfallen sind. Was sie schreiben, denken und reden, ist „druckfertiges Zeitungsdeutsch"; nichts hat so sehr beigetragen, auch bei den Gebildeten das Gefühl für gute Prosa in Deutschland verkümmern zu lassen wie diese unwürdigen Verhältnisse beim deutschen Feuilleton. Die Honorare sind nicht so, daß eine sorgfältige Arbeit bezahlt wird — höchstens einmal ein berühmter Name — also schreibt auch der Tüchtige zuletzt so flüchtig, wie es seine Geldbedürfnisse befehlen. Es gibt deshalb keine deutsche Zeitung, die „unterm Strich" einem Kreis wirklich Gebildeter literarisch genügen könnte, keine, die unsern Schriftstellern eine wirkliche Stütze wäre.

Darum als letzte Rettung der Nebenberuf, der beim Schriftsteller dann auch ganz selbstverständlich ist. So unbegreiflich den Deutschen ein Maler wäre, der nebenbei als Richter dilettierte: so kaltblütig sehen sie seit den Klassikern, die es auch nicht besser hatten (Lessing — Schiller) den Schriftsteller in allen Berufen tätig: Mörike, Pfarrer; Stifter, Schulrat; Storm, Richter; Keller, Staatsschreiber. Es ist gewiß schön, daß der Dichter keine konzessionierte Vorbildung hat wie etwa der akademisch gebildete Maler, so daß er fast immer aus einem „bürgerlichen" Beruf herauswächst:

aber bedenklich bleibt dieser lebenslängliche Nebenerwerb. Für den Journalisten ist die Sache klar, seine Schriftstellerei vollzieht sich in einem Amt, für das er eben doch lernen muß und für das er bezahlt wird. Auch der Fachschriftsteller hat naturgemäß als Hauptberuf seine Anstellung im Fach als Dozent, Lehrer usw. Aber was dem Dichter und dem freien Schriftsteller ein Nebenamt nutzen soll, ist nicht verständlich. Trotzdem wird es immer wieder als ein Glück für den und jenen gepriesen, daß er nicht allein auf die Schriftstellerei angewiesen sei; die Begründung ist freilich deutlich: er wäre so unabhängiger vom Publikum, wäre nicht gezwungen zu schreiben, wenn er keine Stimmung hätte, und brauchte nicht zu jeder Weihnacht der Jahreseinnahme wegen ein Buch herauszubringen. Das heißt auf Deutsch: da der Schriftstellerberuf weniger ein reeller Beruf als eine unglückliche Leidenschaft sei, der man verfiele, sei es besser, gegen die notwendigen Folgen dieser Leidenschaft geschützt zu sein.

Demnach wäre der Nebenberuf des Schriftstellers doch eben nur ein Notbehelf, weil seine eigentliche Berufung zwar die Bildung seines Volkes ist, jedoch ihren Mann nicht ernährt. Was empfindliche Naturen wie Stifter und Mörike an diesem Zustand gelitten haben, ist bekannt. Und so sehr man es den Zürchern danken muß, daß sie Gottfried Keller zum Staatsschreiber machten, wodurch sie dem Zweiundvierzigjährigen — der damals schon den „Grünen Heinrich" und die ersten „Leute von Seldwyla" geschrieben hatte — endlich eine von Almosen unabhängige Existenz gaben: zwölf Jahre zum mindesten, und die besten fast aus diesem kostbaren Leben, sind für die deutsche Dichtung dadurch verloren gegangen, daß einer der größern deutschen Sprachkünstler Protokolle und Berichte schreiben mußte. Und was Fon-

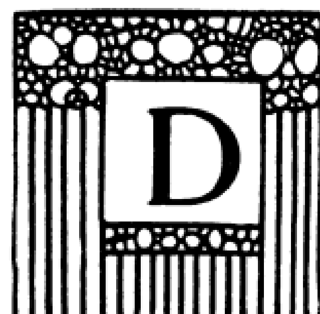
tane in der kurzen Zeit seiner Amtsführung als Sekretär an der Akademie der schönen Künste gelitten hat, darüber geben die Briefe dieses sarkastischen Plauderers einen so jähen und bitteren Ausdruck, daß allen die Sprache verschlagen müßte, die noch immer einen Nebenberuf beim Schriftsteller für möglich oder gar — es gibt auch solche Geister — für nötig halten.

Die Arbeit des Schriftstellers ist nicht so bequem, daß er in nächtlichen Überstunden von seinem Gott die Gabe hat, in Versen oder Prosa zu sagen, was er persönlich leidet, sondern die, daß er mit seinen Schriften die höchsten geistigen Güter schafft, die ein Volk erzeugen kann. Diese Güter sind nicht Luxusgegenstände für die reichen Leute, das Volk bedarf ihrer in allen Schichten, denn es sind seine lebendigen Gedanken. Ihre Herstellung ist keine Spielerei irgendeines Talents, sondern bewußte tiefgründige Arbeit, der als Material die höchste Gedanken- und Gefühlswelt des Volkes gegeben ist. Daß gerade diese Arbeit als die denkbar feinste und diejenige, die mehr als jede andere Anspannung aller geistigen Kräfte verlangt, in Nebenstunden geleistet werden soll, nach den Strapazen der Ernährungsarbeit, ist eine harmlose Vorstellung. „Es ist immer noch besser, nichts zu tun, als sich mit nichtigen Dingen zu beschäftigen“: dieses Hebbelwort ist vom Schriftsteller aus geschrieben. Um die notwendige Konzentration seiner Energie in den schöpferischen Stunden zu haben, bedarf es nichts so sehr als der heiteren Sammlung („Friede und Freiheit“, sagte Fontane), während ihn jede Nebenbeschäftigung mit ihren notwendigen Plagen und Sorgen zerstreuen und ermüden muß.

So ist die Lage des Schriftstellers in Deutschland die einer als Beruf nicht anerkannten Existenz, der trotzdem letzten Grundes keine andere Pflichterfüllung möglich ist als die ihres

inneren Berufs, und die darum äußerlich in schwierigen und — von glücklichen Zufällen abgesehen — haltlosen Verhältnissen lebt. Diese Verhältnisse bedrohen nicht einen beliebigen Stand, sondern gerade den, der als der Hüter der Sprache auch der Träger der deutschen Bildung ist. Der Zustand wird nicht würdiger durch die besonderen Einrichtungen zur Unterstützung bedürftiger Schriftsteller. Als das deutsche Volk kürzlich den hundertfünfzigsten Geburtstag seines Lieblingsdichters feierte, hat die Schillerstiftung wieder einmal an einige Schriftsteller Ehrengaben verteilt, das Stück zu tausend Mark. Sie hat auch wieder berichtet, was sie jährlich an Unterstützungen bezahlt zum Andenken an den Dichter, der das scherzhafte Poetengedicht von der „Teilung der Erde“ hinterließ. Auch sonst hört man zuweilen, wie von der privaten und öffentlichen Wohltätigkeit oder aus andern Stiftungen ein Bröckchen abfällt für arme Schriftsteller. Es fragt sich nur, ob dieser Zustand einer gebildeten Nation entspricht, daß seine Schriftsteller im letzten Grund auf das Mitleid und die Hintertreppen der verschämten Armenpflege angewiesen sind.

Die Besserung



A DIESER unwürdige Zustand, die Unmöglichkeit bei Tüchtigkeit und Fleiß von seiner Arbeit zu leben, bei den andern geistigen Berufen nicht vorliegt, da ein guter Arzt, ein Rechtsanwalt, ein Pfarrer — hier von unglücklichen Zufällen abgesehen — sein gutes Auskommen hat und nicht nebenbei noch Hoteldirektor oder Lebensversicherungsagent zu sein braucht, um zu leben; da der Beruf des

Schriftstellers außerdem für die geistige Lebendigkeit eines Volkes notwendiger ist als jeder andere, indem er der Träger seiner Bildung ist: scheint es weder nötig noch möglich, daß der Zustand weiter besteht. So müßte es eine der dringenden Kulturaufgaben unseres Volkes sein, seinen Schriftstellern von Rang die Möglichkeit einer Existenz aus ihrem Beruf zu geben. Da die Entwicklung aber dahin gegangen ist, daß die einzelnen Stände mit ihren Fordergunen und Beschwerden gegeneinander um die Macht kämpfen und daß nur der zum seinigen kommt, der darum schreit oder für sich schreien läßt: wird auch den Schriftstellern zuletzt nichts anders als das moderne Kampfmittel der Organisation übrigbleiben, wenn sie selber eine Änderung ernsthaft wünschen.

Was bisher geschehen oder vorgeschlagen ist, ging meist nicht darauf, den Zustand selber zu ändern, sondern ihn durch große und kleine Hülfsmittel unschädlich zu machen. Es wurde schon gesagt, daß wir die Schillerstiftung zur Unterstützung bedürftiger Schriftsteller haben; sie ist nicht die einzige, und neuerdings hat sie in der Fastenrath-Stiftung sogar eine bedeutende Schwester bekommen. Entscheidend für die Unmöglichkeit solcher Stiftungen ist die eigene Bewerbung des Schriftstellers; er selber muß sich als bedürftig melden und mit der Aufzählung seiner Leistungen — die zu überschätzen ihm die Bescheidenheit verbieten sollte — seine Ansprüche begründen. Das ist nicht nach dem Geschmack eines feiner organisierten Menschen, was der Schriftsteller doch wohl sein sollte; denn wenn seine Bewerbung keinen Erfolg hat: womit soll er sich dann trösten, daß er nicht bedürftig oder nicht bedeutend genug ist? Allen Zuwendungen, die nicht rein als Ehrung geschehen, haftet ein Beigeschmack an, den ein junger Mensch mit einem Schluck Wein hinunter-

spült, der einem Mann aber unerträglich auf der Zunge brennt. Oder ist es nicht bitter wie Galle, mit der Existenz einer Familie auf den Erfolg solcher Bewerbungen angewiesen zu sein? Und schließlich kann sich doch auch bei einem Schriftsteller einmal die unbescheidene Forderung nach einer Häuslichkeit einstellen. Stipendien sind für Studierende da; für Erwachsene, die einen Beruf ausüben, sind sie beschämend in jeder Form.

Besser steht es mit den Preisen, die einzelne Stiftungen freihändig zuerkennen; merkwürdigerweise sind sie — aus den Zeiten der Historienmaler stammend — meist auf den Dichter der Theaterhistorie, den Dramatiker, beschränkt und können nur, wenn kein Dramatiker zu finden ist, ausnahmsweise auch einmal an andere Dichter — an Schriftsteller wohl nie — zur Verteilung kommen. Es sind Ehrungen, die auch ein Jubelgreis noch annehmen kann, ihre Unzulänglichkeit ist, daß sie vereinzelt kommen, und ihr Ungeschick, daß die Entscheidung von unzureichenden Instanzen getroffen wird. Hieran scheitern auch die meisten Vorschläge einer Staatshilfe. Der den Landwirten und der Industrie durch Schutzzölle die Preise zu halten hilft, könnte an sich sehr wohl etwas für „Lebenshaltung" der Schriftsteller tun; besser als Gemeinden: Wenn die aus schöner Gesinnung sich entschließen, „ortseingesessenen" Schriftstellern Ehrenpensionen zu zahlen, bleibt vor der Bevölkerung leicht eine Bitternis daran kleben. Man muß die Verachtung kennen, mit der ein Bankdirektor oder Fabrikant einen Menschen ansieht, der sich selber nicht ernähren kann und dem ohne öffentliche Hilfe das Kleingeld ausgeht. Die Ehrenpension mag noch so schön votiert sein, sogar mit einer hinter den Kulissen erkämpften Einstinmigkeit der Stadtväter: da sie nicht berufen sind, aus eigener Ent-

scheidung solche Ehrungen zuzusprechen, bleibt der Charakter einer Nötigung daran, die leise mißbilligt und nur aus Gutherzigkeit entschuldigt wird, da der Pensionist doch nichts für das Gemeinwesen geleistet hat, als daß er dort wohnt.

Das fiele bei einem großen Staatswesen von selber weg; denn wie ein verabschiedeter Regierungspräsident oder Landrichter hat sich ein Schriftsteller von Rang um sein Land verdient gemacht. Was bei jeder Pension die ideale Voraussetzung ist, daß der betreffende Beamte sich den öffentlichen Angelegenheiten um der Sache willen gewidmet und es auf sich genommen habe, bei knappem Gehalt ohne die Möglichkeit einer Vermögensansammlung wie der Kaufmann seine besten Kräfte an das Wohl des Landes zu setzen: das dürfte auch wohl auf die Tätigkeit des Schriftstellers bezogen werden. Es handelt sich nur immer um die Instanz, die ihm eine Bedeutung in seinem Beruf und also die Berechtigung zu einer Ehrung zuzusprechen hätte.

Daß es die Regierung nicht sein kann, ist außer Frage: es liegt in der Berufung des Schriftstellers, daß er in den Bildungsfragen leicht der herrschenden Anschauung voraus ist oder ihr sonst widerstrebt: er wird mit seinen Idealen von morgen allzu leicht als der Ketzer und Revolutionär von heute dastehen — wie die Geschichte genügend gelehrt hat — und er kann überhaupt in seinem Wesen schwerlich jene Beamten-Zuverlässigkeit besitzen, die für die Qualität im Staatswesen die Grundlage aller Entscheidungen ist. Und daß das sonst als Gegengewicht zur Regierung beliebte Parlament in allen Sachen der Bildung nur Befürchtungen erwecken kann, das haben die fürchterlichen Kunstdebatten im deutschen Reichstag bewiesen. Wie überall sonst bei Entscheidung über Qualitäten,

würde man auch hier die Fachleute anrufen müssen, und das hat bei uns zu der seit Jahren diskutierten Forderung einer Akademie geführt.

Nach dem Muster der französischen Akademie einen Senat von Schriftstellern zu haben, der sich aus eigener Vollmacht neue Mitglieder zuwählt, denen damit außer der hohen Ehrung eine staatliche Pension zugesprochen würde: das ist ein Vorschlag, der im Rahmen unserer raschen Betrachtung nicht zu kritisieren ist. Daß die Erfahrungen in Frankreich nicht ohne weiteres ermutigend sind, weiß man ja. Wenn einmal das die Oberhand gekriegt hat, was man gemeinhin den Akademiker nennt, ist es für die Leute mit neuen und bedeutenden Fähigkeiten schwer, eine Mehrheit für sich zu bekommen. Eine deutsche Akademie, etwa vor zwanzig Jahren einberufen, würde ziemlich alles verweigern, was heute Geltung hat. Aber die Schwierigkeiten eines Problems sollen, wenn einmal seine Dringlichkeit erkannt ist, die ernsthaften Absichten nicht zurückhalten. Daß durch eine Akademie der Beruf des Schriftstellers in seiner Wichtigkeit vor dem deutschen Volk anerkannt würde, wäre an sich schon aller Mühen wert; und nichts bezeichnet die Überlegenheit der französischen Kultur deutlicher als diese Einrichtung.

Daß sie nur ein ideales Institut werden, den Stand im ganzen heben, aber die Lage des einzelnen nicht bessern könnte, sofern er nicht einer der Auserwählten unter den Berufenen wäre: bliebe ihr sozialer Mangel. Ihre Sinekuren müßten von den Ausgeschlossenen um so übler empfunden werden, je ungelöster die Verhältnisse im allgemeinen blieben. So würde auch diese Einrichtung sich als ein Hilfsmittel erweisen, das den Zustand selber nicht besserte, sondern nur eine Art Ehrenpflaster bliebe.

Was aber könnte direkt geschehen, um den Schriftsteller nicht nur in die geachteten, sondern auch in die einträglichen Berufe einzureihen?

Der Sozialethiker würde sagen: indem man das Publikum erzöge, gute Bücher zu kaufen. Das Publikum kauft aber Bücher und kauft auch solche, die es für gut hält, es erfüllt also seine Pflicht. Jawohl, aber die Masse müßte so erzogen werden, daß sie individuell entscheiden könnte, daß nicht sinnlose Moden mit berühmten Namen, sondern der wirkliche Wert und der persönliche Geschmack sich für den einzelnen auf einer ehrenwerten Mittellinie einigten. Wenn man zusieht, ist in der hier geforderten Erziehung am deutschen Volk fast zuviel geleistet worden; wenn man nicht die Gewaltmittel in der Hand hat, um den altberühmten Verlagsanstalten mit ihren ehrenwerten Kommerzienräten an der Spitze die Geschäfte zu schließen, die mit Familienblättern geringen und geringeren Grades und mit süßen, ach so süßen Romanen und Kriminalgeschichten dem schlechten Geschmack das gierig beliebte Futter geben: wird das Volk, mit idealen Phrasen überspritzt, leicht nur eine Konkurrenz wittern, wenn einer mit Bußpredigten kommt.

Auch an einer Verbesserung unseres Buchhandels zu grübeln, daß die Bücher billiger sein und doch dem Schriftsteller das Seine eintragen könnten, ist unfruchtbar. Der deutsche Buchhandel ist ein sehr veraltetes Panzerschiff, dem irgendwo die Schraubenwelle eingerostet ist, aber mit guten Vorschlägen läßt es sich trotzdem noch nicht beschießen. Wenn es auch nahe liegt, daß der Sortimenter als praktischer Geschäftsmann lieber ein teures als ein billiges Buch und lieber eins mit 50 Proz. Gewinn als eins mit 25 Proz. verkauft: so zeigt die Lage der Sortimenter schon, daß sie unentwegte Idealisten

sind, denen so reelle Erwägungen fern liegen. Hier müßte der Schriftsteller schon den Ehrgeiz haben, für seine Urenkel etwas zu erreichen, wenn er vom Sortimenter etwas erhoffte.

Und daß der Buchverleger gar nicht der habgierige Gewalthaber des Schriftstellers ist, sahen wir ja schon. Eine Rundfrage bei unsern Schriftstellern von Rang würde gewiß einige bittere Erfahrungen, aber auch sehr vielen zahlungsfreudigen Optimismus aufdecken. Und zwar nicht nur bei Honorar-Routiniers, wie O. J. Bierbaum einer war, sondern bei stillen und tüchtigen Leuten. Eine nicht unbeträchtliche Zahl bekannter Schriftsteller existiert dadurch, daß ihre Verleger ihnen weit entgegenkommen. Und wenn auch die Spekulationsidee dabei die Hauptsache ist, und wenn sie auch manchen, der jahrelang gehalten wurde, eines Tages fallen läßt: daß die Aussicht auf eine spätere Wertsteigerung in allen künstlerischen Geschäftsverhältnissen der wichtigste Faktor ist, kann nur der Ideologe übersehen. Unsere Maler würden nie die Preise für ihre Bilder erzielen, wenn nicht die Spekulationsmöglichkeiten zu dieser Kapitalsanlage so eindringlich lockten.

Insofern war es wohl wirkungsvoll, doch nicht gerecht, wenn im Kampf um die Erhöhung der Schutzfrist (bisher bei uns 30 Jahre) immer wieder gesagt und von Schriftstellern selber unklug unterstützt wurde, daß von der Schutzfrist meist garnicht so sehr die Erben, wie die Verleger den Nutzen hätten. Das klingt so, wie wenn den Verlegern immer nur die Autoren zu sterben brauchten und schon begönnen die Goldquellen zu fließen. Man bedenke doch, wie wenig Schriftsteller mit der Gültigkeit ihrer Schriften das eigene Leben aushalten. Daß einer nach seinem Tod noch gefordert oder sogar zunehmend stärker begehrt wird, bedeutet nichts weniger, als daß er in den Schatz

der Nationalliteratur eingeht. Leider erfüllen die Werke der Schriftsteller nur in den seltensten Fällen in diesem Sinn ihre Pflicht gegen den Verleger; obwohl ein jeder gewissermaßen mit einem gültigen Los in die Hand zu ihm kommt, muß der Verleger wissen, daß nur ein paar größere Treffer unter tausend Nieten sind. Wer ihm seine Möglichkeit, diese Treffer auszunutzen, nimmt, beschneidet ihm die Chancen seines Lotteriespiels und nimmt ihm damit den Optimismus, der heute die einzige wertvolle Stütze eines Schriftstellers in Deutschland ist. (Und was die Rechte des Volkes betrifft, das sein nationales Eigentum reklamiert: wie kommt das Volk dazu, auf einmal etwas zu reklamieren, was es jahrzehntelang verachtete? Vom Schriftsteller und seinem Werk aus ist es konsequent, seine Gedanken und seine Sprache als Volkseigentum zu proklamieren: aber warum soll das Volk, das für seine Unterhaltungsbücher Millionen freihändig gibt, diese Millionen am Schriftsteller sparen dürfen, nur weil er ihm erst nach seinem Tod wertvoll wird?)

Alle Besserungsvorschläge beim Publikum, Sortimenter und Verleger werden im Grund an dem Naturgesetz scheitern, daß eine gute Schrift zwar nicht wie Rheinwein erst mit dem Alter ihre goldene Fülle erhält, aber erst mit dem Alter die Zungen findet, ihren Wohlgeschmack zu genießen. Im Schriftsteller schreitet die Bildung eines Volkes fort, d. h. er ist ihm immer um die Schritte seiner Bedeutung voraus, in einigen Fällen hat er sogar Siebenmeilenstiefel an, die für die Gesamtheit unerschwinglich sind: Das heißt, es läßt sich nicht ändern, daß die geschäftliche Ausnutzung seiner Bücher, wenn sie bedeutend sind — von glücklichen Zufällen wieder einmal abgesehen — sich nur mit langfristiger Geduld erreichen läßt. Wer mit dieser Einsicht dem Schriftsteller wohl will, beschneide

dem Verleger die Möglichkeit dieser Ausnutzung nicht, weil er die einzige zuverlässige Grundlage seiner bürgerlichen Existenz ist.

Ihr eine Ergänzung zu geben, die in vielen Fällen sein Dasein sicher stellen würde, vermöchten unsere Tageszeitungen, von denen nun zum Schluß ernstlicher gesprochen werden muß. Die großen Blätter und die General-Anzeiger stellen Geldmächte dar, aus denen sich in Deutschland alle Schriftsteller von Rang ernähren ließen, ohne daß die Dividende um ein Viertel Prozent beschnitten zu werden brauchte. Sie sind zudem bei ihrem Massenverbrauch täglicher Druckplatten Manuskriptfresser, freilich mehr mit unmäßigem Appetit als Geschmack. Aber warum soll die Flüchtigkeit, die bei den Telegrammen und telephonischen Berichten notwendig aber schon weniger in den ernsthaften Abhandlungen überm Strich die Regel ist, warum soll sie im „Feuilleton" nicht zu vermeiden sein, wo es sich selten um eilige Dinge und höchstens bei Theater und Konzerten um den Ehrgeiz handelt, schon am andern Morgen mit dem Bericht zu dienen?

Dieses Feuilleton der großen Zeitungen müßte der Raum des Schriftstellers werden, wo das druckfertige Zeitungsdeutsch zugunsten einer lebendigen Sprache der Bildung allgemach verschwände. Da die großen Blätter grundsätzlich „Erstdrucke" bringen (also nur Manuskripte zum ersten Abdruck erwerben), brauchten sie nur eine Kleinigkeit in ihrem Betrieb zuzugeben und wir hätten in Deutschland eine Möglichkeit schriftstellerischer Existenz, die in vielen Fällen ausreichen und überall helfen würde. Diese Kleinigkeit wäre der Grundsatz von 250 Mark für ein „Feuilleton" und für größere oder kleinere Arbeiten „unterm Strich" ein entsprechendes Zeilenhonorar. Kein Mensch eines anderen „gei-

stigen" Berufes wird finden können, daß ein solches Honorar — dem eines landläufigen Gutachtens oder einer gewöhnlichen Operation entsprechend und, wenn es ernst gearbeitet ist, die Wochenernte eines Schriftstellers darstellend — zu hoch sei. Vorausgesetzt, daß die Zeitungen „unterm Strich" ihren bürgerlichen Parteistandpunkt zugunsten einer doch auch nicht unwichtigen Bildung verleugnen könnten, würde damit allen beweglichen Begabungen die Möglichkeit gegeben, sich unabhängig zu ernähren.

Daß die großen Blätter auf die Dauer daran vorbei kämen, ihr „Feuilleton" als ernsthaften Teil ihren sonstigen Aufwendungen entsprechend zu honorieren, ist nicht zu erwarten; sie würden an einer Kürzung der Skandalprozeßberichte leicht ersparen können, was sie mehr aufwenden müßten. Leider hat sie die Konkurrenz noch nicht von selber dazu getrieben, weil dem Volk der Denker und Dichter — es sei hiermit zum letztenmal genannt — die prozessualischen Geständnisse eines Freudenknaben wichtiger waren als leidenschaftliche Darstellungen der Zeit- und Bildungsfragen. Also wird es — — sonstigen Gebräuchen entsprechend — an der Zeit sein, daß die Schriftsteller selber ihren Beruf schützen. Die Lyriker, deren Lohn nach Goethe das Lied sein sollte, „das aus der Kehle dringt", habens ihnen vorgemacht; heute können die Verleger nicht mehr die schönsten lyrischen Blumen ausrupfen zu einer Anthologie, sie müssen jede Zeile dem Kartell der Lyriker bezahlen; und siehe da, sie leben noch, Anthologien und Verleger. Wenn sich nach diesem Beispiel die guten Prosaisten Deutschlands (je nach dem Maßstab 12 bis 100) zu einem ähnlichen Kartell vereinigten: die Zeitungen würden sich kaum — wie eine bissige Zunge meinte — mit den schreibenden Gymnasiasten aushelfen können. Wenn

auch das Bedürfnis nach einer klaren Schrift und Sprache — wie wir sahen — bei uns Deutschen noch in den Windeln liegt; so ist dafür der Namensinn sehr ausgebildet. Eine Zeitung, die den andern darin den Wind abfinge, würde immerhin nicht ganz unmöglich sein; die andern würden, um nicht aus zweiter Hand zu leben — was großen Zeitungen als Ehrensache unmöglich ist — sich gleichfalls bald der ausgesperrten Namen bedienen müssen und unserm Vaterland das komische Unglück eines Schriftstellerstreiks durch gütliche Vereinbarung ersparen.

Wenn überall sonst die Qualität wirtschaftlich zuletzt entscheidend ist und sich das „Billige und Schlechte" für ein Gewerbe nur im Verfall oder Übergang rentiert, warum soll das in Bildungssachen ganz ausgeschlossen sein? Auch da wächst das Bedürfnis, und der Geschäftsmann ist der klügste, der es zuerst erkennt. Wie die Dinge in Deutschland sich bewegen, strebt unsere Bildung immer energischer aus der sanften Vielwisserei der vergangenen Bildungsvereinszeiten hinaus. Das junge Volk von heute muß überraschen, wie es die Fragen der Zeit nicht mehr in differenzierten Klügeleien, sondern mit einer strengen Einordnung in den Volkskörper stellt. Die Bildung hat Hand und Fuß bekommen, nicht mehr die Zierde sondern den Sinn des Lebens darzustellen.

Das heißt in die Sprache unserer Betrachtung übersetzt: die Zeit des Schriftstellers bricht in Deutschland nun auch allmählich an, wie sie bei unsern Nachbarn schon länger herrschend ist, nicht die des Plauderers und Festartiklers, des Feuilletonisten von ehemals: sondern des tätigen Gedankenschmiedes, bei dem was bröcklig ist an unserer Bildung, von selber unter den Amboß fällt. Daß die Zeitungen mit

irgendwelchem Honorar Schriftsteller machen könnten scheint kaum für einen Scherz zu reichen, aber daß sie ihnen eine willkommene Werkstatt stellten, das ist schon Ernst. Wir sagten, daß es an der Vorstufe für den Schriftsteller in Deutschland fehle, an der Pflege seines Metiers: man biete den lebendigen Köpfen erst einmal die Gelegenheit, aus ihrem Geist lohnende Münze zu schlagen, und man wird sehen, wie sich der Landesreichtum der Sprach- und Gedankenbildung hebt, wenn nicht mehr die mangelhafte Bezahlung wie heute alle Abhängigen notwendig zur Schluderei hintreiben muß.

Die großen Zeitungen von heute sind keine Nachrichtenblättchen mehr; in ihnen lebt — wenn auch zumeist vorläufig noch im Zeitungsdeutsch — als Sinn, was wir vom Schriftsteller im Gegensatz zum Dichter sagten: daß er — wo jener mit seinem Werk ein Stückchen Ewigkeit in den Tag hinein trüge — den Tag selber mit der Wichtigkeit begriffe, die ihm als seinem und unserm Stück der Ewigkeit zukommt. Die „höhere Bildung" als eine Absonderung von den nichtigen Dingen des Tages und der Gegenwart mag den Familienblättern überlassen bleiben, wo sie ihr süßliches Dasein als Abonnententraum versäuseln kann: wir, die lebendig sind, wir wissen, daß nichts verächtlich zu betreiben ist, als was dem Tag fremd bleibt, weil es die Wurzeln nicht mehr in unserm Leben hat; wir möchten den Priester gern und auch den Dichter eher schmerzlich vermissen, als den Schriftsteller. Natürlich darf unsere Literatur nicht aufhören, gleich der vergangenen den Schatz der Nation an „ewigen Menschheitswerten" — wie wir es nennen — zu vermehren: daß sie in unserm Zeitungswesen ein Mittel hat, sich von den Zeitströmungen zu entladen: das ist ihr neuer Zustand. Es ist altmodisch und beschränkt, von diesem Zustand grundsätz-

lich als Entartung gering zu sprechen — der „Handlungsreisende“ liest Bücher gerade so gern und schlecht. Daß unsere Zeitungen noch im Anfang der Bildung in unserm Sinn sind und wie die andern Schriften unserer Zeit sehr viel dem Sprachverfall und wenig einer Schriftsprache dienen, daß ihre Massenlieferung bisher die schlimmsten Übel der Flüchtigkeit verbreitet, darf uns nicht ungeduldig machen; sie sind trotz allem dem vorbestimmt, den wir tagtäglich und niemals ganz vergeblich in ihren Spalten suchen: dem Schriftsteller, der unserm Volk die Schrift zu stellen kein wirksameres Mittel haben kann als eine Zeitung, die ihm rechtschaffen Raum und Lohn anböte.


U.C. BERKELEY LIBRARIES
C022686888